

Rudolf Lohbauer.

Von W. Lang.

I.

Ein wechselvolles, innerlich und äußerlich bewegtes Leben, reich an Ansätzen, arm an Früchten, ist es, an das diese Blätter erinnern wollen. Offizier und Student, Künstler und Litterat, Verschwörer, Flüchtling, Lehrer in der Schweiz, dann preussischer Staatsjournalist unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV., zuletzt wieder in der Schweiz als Professor an der eidgenössischen Kriegsschule — das ist in Kürze der Zickzackgang des Lebens, aus dem wir im nachfolgenden wenigstens Bruchstücke darbieten. Denn was uns an Briefen, Tagebüchern und sonstigen Nachrichten über Rudolf Lohbauer zugekommen ist,¹⁾ würde nicht hinreichen, ein zusammenhängendes Lebensbild aufzustellen. Und auch, wenn dies gelänge, bliebe es eine Folge von Fragmenten. Wie es äußerlich in gebrochener Linie verläuft, ist dieses Leben auch nicht zu innerlicher Einheit gelangt. Die Begabung war reich und vielseitig. „Mit Talenten überschüttet“ nennt ihn einer der Jugendfreunde. Aber sie lagen nicht auf dem Gebiet, auf das er sich zweimal verlocken ließ. Für bildende Kunst, für Musik, für Poesie, für alles, was mit dem theatralischen Wesen zusammenhängt, besaß er starke Anlagen, aber er verstand es nicht, sie zusammenzufassen und in den Dienst eines starken Willens zu zwingen. Er war durch und durch eine Künstlernatur, doch der Dämon, der ihn mit flackernden Irrlichtern ins politische Gebiet ablockte, entschied über sein Leben. Ein „miskratenes Genie“, wie so viele, die in der Jugendzeit unserer politischen Entwicklung sich über ihre wirklichen Kräfte täuschten.

Der künstlerische Trieb lag unserem Lohbauer schon im Blute, vom Vater und vom Großvater her. Der letztere war Sekretär der herzogl. Oberregierung in Stuttgart, schrieb aber in seinen Mußestunden allerlei

¹⁾ Die Einsicht in die Nachlasspapiere Lohbauers verdanke ich der Güte seines Neffen, des Herrn Dr. E. Kauffmann, Universitätsmusikdirektors in Tübingen.

Schöngeistiges, war ein gewaltiger Sänger, veröffentlichte auch eigene Kompositionen in damaligen Wochenschriften. Sein einziger Sohn Karl wurde Offizier. Er machte die Revolutionskriege mit und fiel als Hauptmann 1809 bei Jany in einem Treffen der Württemberger mit aufständischen Tirolern und Borsarlbergern. Neben dem Kriegshandwerk opferte auch er reichlich den Mufen. Er war Dichter und Maler. Die letztere Kunst hatte er bei Guibal in der Karlschule erlernt. Er schrieb Prosaisches, Lyrisches, auch einen Operntext. Seine Gedichte¹⁾ — meist in antiken Maßen, auch Sonette — haben überwiegend einen sanften, schwermütigen Charakter, sie erinnern am meisten an Matthiffon. Der Dichter preift Unschuld, Tugend und Freundschaft, feiert die süße Abendruhe, Herbengeläute, aber auch den Orkan der Winternacht und Gottes Nähe im Sturm des Gewitters. Zuweilen erhebt er sich zu männlichen Gefühlen, es erscheinen Motive, die unmittelbar an den Soldatenberuf erinnern: Waffenklirren, der Ruf zur Schlacht, der Tod für Gott und Vaterland, aber das alles in abstrakter Weise. Es ist zu viel gesagt, wenn man ihn den „Theodor Körner Württembergs“ genannt hat. Im Jahre 1801, als Oberlieutenant, hatte er sich mit einer Tochter des Hofrats Rümelin, früher Oberamtmann in Maulbronn, vermählt. Es war ein ungleiches Paar, ungleich schon die Familien: die der Mutter geordnet, angesehen, wohlhabend, während „Lohbauerisch“ in den Augen der Rümelinschen so viel war als überstiegen, windig, hochmütig. Das erste Kind dieser Ehe war unser Rudolf Lohbauer, geboren in Stuttgart am 14. April 1802. Obwohl noch mit mehreren Kindern gesegnet, einem Sohne, der Theologe wurde und im Jahre 1854 im Irrenhause starb, und drei Töchtern, war die Ehe unglücklich und sollte eben getrennt werden, als der Hauptmann im Jahre 1809 wieder ins Feld zog, aus dem er nicht mehr zurückkehrte. Er sei eine echt poetische Natur, aber kein kräftiger Charakter gewesen, urteilt der Sohn, der ihn übrigens kaum mehr gekannt hat. An der Mutter hing dieser voll Liebe, so schwere Sorgen er ihr auch bereitet hat. Er schildert sie einmal als „die hochgebietende, hochgebildete, reiche Oberamtmannstochter vom Lande. Sie ist voller Anlage und von gesundem kräftigem Verstand, und nicht ohne Sinn für die künstlerischen Erscheinungen des Lebens.“ Trotz dem vielen Schweren, das sie erleben mußte, hat sie sich bis in ihr hohes Alter einen merkwürdigen Optimismus bewahrt.

¹⁾ Sammlung meiner Gedichte. 1798. Auserlesene Schriften, 2 Bde. 1811. Zerstreute Blätter 1813. Vrgl. Gradmann, Das gelehrte Schwaben S. 339. W. Oslander, Ein württembergischer Theodor Körner in der Beilage des württemb. Staatsanzeigers 28. September 1889.

Mit fünf Jahren erkrankte Lohbauer am Scharlachfieber. Falscher Behandlung durch die Stuttgarter Ärzte schrieb er nicht nur seine frühzeitige körperliche Entwicklung und Nervenüberreizung zu, sondern auch ein Gehörleiden, das sich von da an einstellte. Die Mutter zog dann nach Ludwigsburg. Der Sohn besuchte hier das Lyceum und schloß auf der Schulbank Freundschaft mit dem Dichter Eduard Mörike, mit dem Lieberkomponisten E. Friedrich Rauffmann und mit Hermann Harbegg, dem späteren Leibarzt, dessen bedeutende Persönlichkeit viel unter den Freunden galt, wenn sie auch nicht immer willig ertragen wurde.

Als Sohn eines Offiziers wurde Rudolf in die Kadettenanstalt, damals in Stuttgart, aufgenommen. Noch in späteren Jahren erinnerte er sich lebhaft, wie ihn damals Schillers Räuber begeisterten.

„Es war im Jahr 1815. Wir führten sie auf — oder wollten sie wenigstens aufführen und hatten manche Proben. Aber der wilde Enthusiasmus war so groß, daß die Aufführung selbst verboten wurde. In demselben Saale schloß ich, wo Schiller schlief, denn das Lokal des alten Kadetteninstituts war das der alten Karls-Akademie, in der Schiller seine Jugend verlebte und seine Räuber entwarf. In denselben Sälen deklamierten und spielten wir von demselben Geiste bewegt, wie früher er und seine Kameraden. Ein rotwangiger Page machte die Analia. Ich hatte den Hermann. Ältere hatten sich der Hauptrollen bemächtigt. Ich war 13 Jahre alt. Das Herrliche, frisch und wild Geniale des Stücks erfahen wir mit der Frische jugendlicher Sinnen. Von den ungeheuren Fehlern spürten wir natürlich nichts.“

Im Jahre 1818 warf der Offizierszögling von den Schwarzwaldhöhen einen ersten Blick zum Straßburger Münster und ins „gelobte Land“, ahnungslos, daß 14 Jahre später „eine rauhere Wirklichkeit den Traum vollenden und erfüllen würde“. Er besuchte damals einen Freund in dem Hammerwerk Christophsthal, das seine Phantasie mächtig anregte: es war ihm zu Mute wie in der Unterwelt, wie unter den Knechten Vulkans im Innern des Atna. Mit diesem Freund stieg er dann auf die Kniebühöhe, wo er den ersten trunkenen Blick nach Frankreich hinüberwarf.

„An den Ruinen der Alexander- und Röschen-Schanz vorüber, jenen schwachen Dämmchen, die 22 Jahre früher wie mit Kinderhänden die Franzosenflut aufhalten sollten, die sich über den Schwarzwald herüber nach Teutschland ergoß. Hier war es, wo ebendamals mein Vater seinen ersten Feldzug machte und in gutmütig teutschem Reichs-Kreis-Truppengeist nur den Kopf, wie er sich selbst klagend ausdrückte, durch einen Lorbeerkranz zu stecken gedachte, aber mit dem ganzen Leib durch ihn hindurchfiel. Was vermochte auch jener teutsche Reichskörper, ohne Seele auf seinem Paradebett, jene überall durch die That Lügen gestrafte teutsche Namens Einheit gegen die lebendige französische? Aber es ist eigen, daß wir zwei Freunde, die wir vor drei und vier Jahren erst den Triumph des teutschen Namens miterlebt hatten, in der funkelnelagelneuen Zeit der Feste von Waterloo und Leipzig, der Zeit wo Vergeltung geübt ward und die teutschen Heere nach Paris kamen, wo Teutschland den freilich halb erfrorenen Löwen über seine Grenzen stoßen half, — daß wir beide hieran nicht eben viel dachten, eben keinen besonderen

Stolz im Herzen spürten, noch eine große Satisfaktion. Mein Freund sprach endlich: „Hätte das leichtfüßige Schnelbvolk der Französklein sich nicht wieder heimjagen lassen, es wäre vielleicht besser.“ Ich aber meinte: „Hätten die Deutschen damals hier Stand zu halten vermocht und wären sie auch gleich den Spartanern in den Thermopylen gefallen, und mein Vater damals schon für Deutschlands Erhaltung wie später für Württembergs Vergrößerung umgekommen — und wenn ich auch in Folge dessen nicht da wäre — es wäre vielleicht noch besser.“

Nach der Neubildung der Offiziersbildungsanstalt in Ludwigsburg im Jahre 1820 wurde Lohbauer dem Corps der Guides zugeteilt, das die Vorschule für den Generalstab bildete. Vorzügliche Anlage zum Zeichnen war die erste Bedingung für die Aufnahme in dieses Institut. Zu Ende des Jahres 1822 wurde er nach Stuttgart zur Katasterabteilung des Generalstabs versetzt und im topographischen Bureau beschäftigt. Im Februar 1823 trat er ganz aus seinen militärischen Verhältnissen aus, um sich ausschließlich den Landesvermessungsarbeiten zu widmen. Er führte damals ein unregelmäßiges, wildes Leben, ohne innere Befriedigung. Es war, wie er später einmal schrieb, die dunkelste Periode seines Lebens. An der Wand hatte er monatelang ein geladenes Pistol hängen, für den Fall, daß ihn das Gefühl der Leere in ihm und um ihn übermächtig ergriffe. Noch in seine Soldatenzeit fällt folgendes Erlebnis, das er in einem Briefe an seine Braut vom Februar 1840 erzählt:

„Ein weibliches Wesen habe ich in meiner Jugend verehrt, des Dichters Mörke längst verstorbene Schwester Luise. Sie war 4 bis 5 Jahre älter als ich. Ich hätte sie geliebt, wenn ich nicht gemeint hätte sie verehren zu müssen. Sie war immer spröde und streng gegen mich. Aber einmal — sie hatte eine schwache Stunde — riß ich sie an mich (ich hatte schon den Säbel umgeschmalt zu gehen) und preßte ihr Herz an das meine und überdeckte ihr Gesicht mit Küssen — und sie litt es; ich aber ward betroffen und erkaltete — und weg war die Verehrung. Darauf sah ich sie wenig mehr. Sie zogen nach Nürtingen. Dort starb sie nach schwerer Krankheit. Nach Jahren stand ich an ihrem Grab, tieferschüttert, ehrte ihren Schatten wieder und bat um Verzeihung. Später erfuhr ich, daß sie auf ihrem Sterbebette auch meiner gedacht hatte und für mich gebetet, und daß sie einer Freundin auftrug, mich zum Guten zu mahnen und die verderbliche Bahn zu verlassen. Diese Freundin heißt Charlotte Späth.“

In die letzte Zeit seines Stuttgarter Aufenthalts gehört ein merkwürdiger Brief, den er an Eduard Mörke, damals Student in Tübingen, schrieb.¹⁾ Dieser hatte ihm Hölberlins Hyperion geschickt und der hochgespannte Roman hatte auf ihn um so größeren Eindruck gemacht, als eben der griechische Freiheitskampf im Gange war. Einer seiner militärischen Jugendbekannten, Friedrich Müller, ging damals im Drang einer großen Sache zu dienen nach Griechenland, wo er dann als Fest-

¹⁾ Mir gütig aus dem Goethe- und Schillerarchiv mitgeteilt, wo er sich unter den Mörkepapieren befindet.

ungskommandant von Jskalé im Jahre 1828 starb. Ein gleiches Verlangen stürmte jetzt auch durch Lohbauers Seele. Der Brief ist voll von eifersüchtigen Liebesbeteuerungen, voll von Reue und Selbstanklagen über seine verschuldete verlorene Vergangenheit, Anklagen, die angesichts der Unschuld des Freundes, der ihm bittere Wahrheiten gesagt zu haben scheint, um so tiefer empfunden sind. Einige Stellen aus dem im Hyperion-Tone geschriebenen Brief mögen hier mitgeteilt sein.

„Bruder! Es läßt sich mit mir nicht so gleich machen mit einem Wort oder Satz oder Briefe, — ich muß wohl lange arbeiten, wieder einen neuen Grundstein legen, dann mäßig Stein an Stein fügen und Säule über Säule türmen, bis endlich ein neuer Tempel steht, in dem ich meinen heiligen Dienst verrichte. — Ach ja! daß ich mich hinlegen könnte und sterben, schlafen etue Zeit, und stünde dann auf ein neugeborener Mensch voll Kraft und Freude, in der Frische des Morgens und schaute mich rüstig nun, mein Haus zu bauen — aber ach! das ist ja nur ein Bild und ich finde keine Auslegung. — Alles früher gestandene ist so gewaltsam zertrümmert und die Trümmer so wild untereinander geworfen, daß ich nichts mehr in dem Schutte suchen kann, daß ich hinaus muß in die alten Felsen und mir neue Quader brechen. — Ich gehe nach Griechenland! . . . Du hast zwar das Gespenst verjagt — aber meine Sünden haßt Du mir nicht genommen, die wenn ich sie auch vom Herzen schleudern könnte im Augenblick, doch wie dumpfe Wetterwolke auf meiner Zukunft lasten und fernher Donner — aber sei ruhig. Ich habe doch eine Hoffnung, daß es gut gehen wird, und eine größere, daß ich werde männlich und groß und edel ausharren können im selbstverschuldeten Unglück. — Ich fand in allem, in allem so entsetzliche Widersprüche, hinter jedem Engelskopfe krümmte sich das Horn eines Teufels hervor — ich sagte nicht: Tugend, Heiliges du bist nicht — aber sie standen stumm vor mir, wie gemalt, und Sünde und Unheiliges daneben schrie: Ich bin — und Du bist so hart — da ich nun ja gar nichts mehr konnte und wußte, und doch noch nicht mich dem Unheiligen in die Arme warf, sondern mich wie einen Leichnam hinwarf den grimmigen Tieren und nichts mehr dachte als — Lob — Lob — Ach! was dachst ich denn anders als — Leben — Leben — und steh, so wars in mir, weiß Gott — mag auch das Wort anders gelautet haben. Von Spaß schreibst Du der es mir war — Spaß war mirs bei Gott nicht, auch nicht Sünde und Feigheit — Ich wollte ja nicht sündigen, ich wollte mich ja nicht dem Schwereren entziehen — doch wenn Du mich nicht nimmst wie ich mir Dich gebe — aus dir heraus verstehst Du mich nicht. . . . Gestern als ich kaum Hyperion angefangen hatte — da riß michs auf einmal auf in plötzlicher Trunkenheit und ich schrieb folgendes an Dich — Komm wieder her! Laß Dich an meine Brust reißen, laß dich an meine Brust halten — ewig — Ach! zusammen erkennen, finden wir gewiß das Höchste das Höher als alles andere — sei es was es sei — Ich will jetzt gar nichts haben als Dich — was soll ich thun! was willst Du thun, daß wir immer beisammen sind — Auch Kauffmann muß her — der ist Alabanda und ich und Du Hyperion — Laß uns hinaus miteinander, laß uns nach Griechenland — und wenn es sein soll, so kannst Du, so können wir ja Keinen Christum predigen — O Bruder, nun erst fühle ich so ganz wie ich Dich liebe, wie ich den Kauffmann liebe und ihr mich — Liebst Du ihn nicht auch, der mir schreiben konnte: „Mit Dir gehe ich in den Rauchen der Hölle, warum nicht in die Arme des Todes“ — Laß uns mit ihm an den Busen dieses Lebens stützen — Komm mit hinein! — Aber ach! nun kann ich mir denken, wie das all,

wie all meine Liebe in Staub zerfällt vor Dir und deinem Gott-heiligen blauen Himmel über mir! und ich habe doch so wahr und innig geredet, so wahr als ich jetzt heiße Thränen weinen möchte und doch fest und gewiß bin, daß trotz dem vertrockneten Quell der Thränen, trotz dem weggestreiften Frühlingskleide, wie du wahr bist, Himmel dort oben, auch ich es bin — — Und bin ich denn gar nichts? — Das regt Dich alles nicht an! . . . Stimme nur unsre Meeresfahrt! und Du könntest ja Vicarius beim Schiffs- und Feldprediger werden. Mir ist wahrhaftig nicht lächerlich, wenn ich gleich im Moment innig vergnügt bin bei dieser Hoffnung auf Dich — was will das Denken und Glauben hinterm Ofen oder am einsamen Berghang — allein — heißen — das ist nur die Hälfte des Lebens — Komm!“

Man liest aus dem Briefe (er ist im Juni 1824 geschrieben) den Entschluß Lohbauers heraus, in seiner jetzigen Stellung nur noch kurze Zeit zu bleiben. Er will sein bisheriges Leben abbrechen, ein neues beginnen. Aber anstatt nach Griechenland, geht er nach — Tübingen. Ostern 1825 erhielt er von seiner Mutter die Erlaubnis, die Universität zu beziehen, um Philosophie und Philologie zu studieren. Dort trat er in den Freundeskreis, der sich um Mörike gebildet hatte: Waiblinger, Hermann Hardegg, Mährten, L. Bauer, zu denen im Herbst auch Kauffmann hinzukam. Mit letzterem gestaltete sich das Verhältnis um so inniger, als Kauffmann schon damals mit Lohbauers Schwester Marie Liebesbriefe wechselte. Mit Hardegg hat Lohbauer anfangs zusammengewohnt. Doch war es bei dem romantischen, überschwenglichen, bald an Shakespeare, bald an Jean Pauls Titan und Hölderlins Hyperion genährten Freundschaftskultus unausbleiblich, daß überfließende Zärtlichkeiten, herbe Verstimmungen und wieder Veröhnungen miteinander wechselten. Hardegg war gleich Lohbauer eine stolze, gebieterische Persönlichkeit, und zwischen beiden trat eine länger dauernde Spannung und Entfremdung ein. Als Hardegg im Frühjahr 1826 relegiert wurde und nach Würzburg ging, mietete Lohbauer eine entlegene Wohnung, hinter der Stadtmauerede, auf der sich ein halbzerfallener romantischer Turm erhob, an der Ammer. Es war ein „paradiesischer Fleck“ und Lohbauer erbaute sich in dem dazu gehörigen Garten eine Laube, darin er bald einsiedlerisch sich vergrub, bald auserwählte Freunde zu lautem Becherklang um sich rief. Wir lernen diese Laube, von der auch noch ein Bild vorhanden ist,¹⁾ näher kennen aus einem (undatierten) Briefe Kauffmanns an seine Verlobte:

¹⁾ Es ist eine Tuschezeichnung von Lohbauer: er selbst im Vordergrund auf einer Bank ausgestreckt, ein volles Glas emporhaltend, neben ihm Kauffmann, hinter ihm Mörike und zwei andere Freunde. Mörike hat einen Kranz auf dem Kopf, die anderen burschikose Schilbmützen; alle mit langen Pfeifen und hemdärmelig. Lohbauer selbst mit tiefentblöpter Brust, recht ein Bild damaliger Burschensitte. In demselben Aufzug erschien er einmal während einer Vakanz, zum Entsetzen seiner Verwandten, im Frösnerschen Garten in Cannstatt.

„Mit Rudolf war ich lange nicht zusammengekommen. Als ich aber am Donnerstag, am Feiertage, einige seltene Gesänge aus altdeutscher Zeit, worunter mehrere Lieder und Weisen von Heinrich von Ofterdingen und den Sängern auf der Wartburg erhielt, mußte ich den finsternen Einsiedler draußen besuchen und sie ihm mitteilen. Er hat sich eine dunkle, von den Blättern ganz überschattete Laube errichtet am Ende des Gartens. Durch einzelne Ritzen, und wenn der Wind die Blätter bewegt, sieht man draußen, oft nur wie einen schnellen Gedanken, einen Berg, und manchmal verirrt ein goldner Strahl der Sonne sich in dem grünen Dunkel. Dort fand ich ihn — er freute sich über mein Erscheinen, holte seine Gitarre, ich setzte ihm schnell die Begleitung, und nun saßen wir friedlich beisammen, und ich war beschäftigt, ihn die alten wunderherrlichen Weisen zu lehren. Es war finster geworden — ein herbeigebrautes Licht hatte schnell die Laube in ein Feenschloß verwandelt. Die Blätter waren zu grünen Flämmchen geworden, die von leichtem Windehauche bewegt auf allen Zweigen herumhüpften. Dicht an der Laube rauscht die Ammer vorbei. Wir hörten das Blätschern der Najaden, und aus den Lüften herab schallte eine muntere Symphonie, von tausend wunderbaren Vogelstimmen ausgeführt. Da sangen plötzlich in unserer Brust an, tiefe, längst verstummte, aber nicht verklungene Saiten zu ertönen. Unsere Herzen schlossen sich auf — Dein Name war der Blickstrahl gewesen, der die Riegel der Thore gesprengt hatte. Es war ein sel'ger Augenblick . . . Seit diesem hab' ich ihn nimmer gesehen.“

Auch mit Rauffmann kam er nicht auf die Dauer im Frieden aus. Und doch bekennt jener: „Es ist ein sonderbarer Gang, den ich immer zu ihm habe und der mich ihm alles verzeihen läßt.“ Und nachdem er seine erste Anstellung in Ludwigsburg gefunden, schreibt er im Juli 1827 von dort an Mörike: „Oft sehne ich mich auch nach Rudolf. Sein Bild steht nun wieder, von der Ferne gereinigt, vor mir da und ich kann nur der schönen Stunden mich erinnern, die ich so oft — in Rausch und Traum — mit ihm gelebt.“ Nicht anders erging es Mörike selber, mit dem gleichfalls während der Tübinger Zeit eine Entfremdung eintrat, die doch nie bis auf den Grund der Seelen hinabreichte. Man weiß, daß Mörike dem lärmenden studentischen Wesen durchaus abgeneigt war und die Tendenzen der Burschenschaft wie ihre äußeren Gebärden verspottete. Lohbauer im Gegenteil fand gerade an diesen Formen des studentischen Treibens Geschmack und scheint vermöge seiner stattlichen Persönlichkeit etwas geggolten zu haben. Man muß dies aus dem Briefe Mörikes (damals Wikar in Königen) an Rauffmann ¹⁾ vom 1. August 1827 schließen:

„Ich muß wohl genug an ihn denken, konnte mich aber, wie ich kürzlich in Tübingen war, nicht entschließen, zu ihm zu gehen; aus mancher Ursache, so sehr mein Herz nach seiner Nähe hinstrebt. Er war meistens in bewundernder burschenschaftlicher Leibgarden-Umgebung, und außerdem fürchtete ich — meinerseits wie seinerseits — ein poetisches Raisonnement über meiner Schwester Tod, eine Gattung von Selbsterköpfung, auf die ich von jeher üble Reue empfunden habe. Indessen ich habe mich beim

¹⁾ Aus den von Dr. K. Krauß in der E. Rundschau 1895 Januar und April veröffentlichten Mörike-Briefen.

Abschied von Tübingen mit dem bestimmten Vorfaß getrübet, ihm diesen Sommer oder Herbst noch einmal ans Herz zu fallen.“

Aus den weiteren Sätzen geht hervor, daß er schon damals den Gedanken hatte, sich mit Lohbauer zu einem gemeinschaftlichen litterarischen Unternehmen zu verbinden.

Die Burschenschaft war damals zwar aufgelöst, aber im Geheimen hielten die Burschen nur um so fester zusammen, und in diesem Kreise mag bei Lohbauer zuerst die politische Thatenlust gewedt worden sein. Sonst ist über diese und die folgende Zeit wenig bekannt. Er verließ Tübingen nach 2¹/₂jährigem Aufenthalt im Herbst 1827. Mit dem Studium war es kein Ernst gewesen, jedenfalls führte es nicht zur Ergreifung eines bestimmten Berufs. Zunächst hielt er sich in Ludwigsburg auf bei seiner Mutter, die dort mit den Töchtern Marie und Pauline lebte. Ebenbaselbst traf er den Jugendfreund Kauffmann wieder, der jetzt Präzeptor am Lyceum der Vaterstadt war, gleich ihm eine enthusiastische Künstlernatur, ursprünglich, herb, kraftgenialisch, beide Feuer und Flamme für die Musik. Die von Zeller veröffentlichten Strauß-Briefe haben das Andenken an den „fast- und talentvollen Göttersohn mit ewig frischem Humor“ wieder erneuert, dessen Liederkompositionen noch heute unveraltet sind. Im Sommer 1828 wurde die Freundschaft zur Verwandtschaft: Kauffmann verheiratete sich nach langer Brautzeit mit Marie Lohbauer, die gleichfalls großes musikalisches Talent und eine seelenvolle Altstimme besaß. „Sie ist,“ schrieb der Bruder einmal von ihr, „von eigenem geistigem und äußerlichem Liebreiz, zart und zierlich, ein durchsichtiges poetisches Gemüt von liebenswürdigem Humor und Wit,“ — Eigenschaften, die ihr auch in ihrem späteren, an Sorgen und Entbehrungen reichen Leben nicht völlig verloren gegangen sind. Damals aber war noch eitel Sonnenschein. Die Engverbundenen führten ein musikalisches Leben voll Schwung und sprudelndem Übermut, davon man noch lange rebete, und davon auch in Mörikes Gedichten eine Spur erhalten ist.¹⁾ Die „zwei edlen härtigen Gestalten“ Kauffmann und Lohbauer Duette

¹⁾ Das Sonett: „Seltsamer Traum. Als Nachbild eines glücklichen Theaterabends bei und nach Aufführung von Mozarts Figaro. Marien und Paulinen, Rudolph und Friedrich gewidmet von dem Lustigsten aus der Gesellschaft.“ Das handschriftliche Gedicht, das Mörike den Freunden in Ludwigsburg zuschickte, hat die Überschrift: „An die liebe Gesellschaft vom 20. August.“ Angehängt ist die Bemerkung: „Das Sonett sagt zwar nur von einem Traum mit wachen Augen, das war aber doch meine Empfindung, wie ich von Euch weg und allein auf meinem Zimmer war. Übrigens hat mir nachher meine Narrheit doch einigen Kummer gemacht, und wurde überhaupt bald verdammt ernsthaft. Ich kann Euch nicht sagen, was seit diesem Wiedersehen kuriose Dinge mit mir umgehen.“

singen zu hören, muß ein einziger Genuß gewesen sein. Von der gewaltigen Bassstimme des letzteren sagte Emilie Zumsteeg: „Bei Ene d'huats, als dā mer am Königsfest de groß Glock um Stadtkircheburm anziege.“ Das komische Duett aus Cimarosas *Heimlicher Ehe*,¹⁾ das eine Prachtleistung beider Bassstimmen war, hat im Maler Nolten eine Stelle gefunden. Überhaupt finden sich in diesem Roman manche Motive, bei denen man unwillkürlich an Lohbauer denkt. Nur daß die dem Natur- oder Menschenleben abgelauschten Motive bei Mörike nie realistisch festgehalten, sondern in seiner beweglichen Phantasie stets verwandelt, durcheinandergeworfen, durch erdichtete Züge verwischt oder unkenntlich gemacht werden. Sie huschen vorüber wie Schatten, die sich nicht ergreifen lassen. Der Herzenszug vom einen zum andern aber war gegenseitig. Wir schalten hier noch eine Stelle aus einem Briefe Lohbauers an seine Braut vom 27. April 1840 ein:

„Mörike, dieser phantastische Lübinger Freund von mir, nimmt einen hohen Rang in der deutschen Lyrik ein, ob er gleich von den wenigsten Gemüthern verstanden wird. Es giebt manche, die wie für eine spätere oder auch frühere Zeit geschrieben haben. Mörike ist, als wäre er ein Sohn Goethes, geistig, aus geheimnisvoller wilder Ehe . . . Die Romanze vom wahnsinnigen Feuerreiter dichtete er etwa in seinem zwanzigsten Jahre. Du wirst sogleich die außerordentliche Plastik des Gedichts bewundern. Dann ahnt man ebenso schnell eine tiefe Bedeutung, der man folgt und die man doch nie ganz erreicht. Das ist aber das Wahre an aller Poesie. Hölberlin, der oft mit einer weißen Mütze auf dem Kopf unruhig in seinem Zimmer hin und her lief, so daß man ihn bald an diesem, bald an jenem Fenster vorbeischieben sah, brachte Eduard auf den ersten Gedanken. Wie mächtig ist der tragische Spott: Feuerreiter wie so fühle.“

Im Herbst 1828 ging Lohbauer auf Reisen. Seinen Freunden war er aus dem Gesichtskreis verschwunden. Sie wußten nur, daß er sich in Bayern herumtrieb, wo er Verwandte seiner Mutter besuchen wollte. Er hielt sich in Nürnberg auf, in Würzburg und schloß in Bamberg einen Herzensbund mit Karl Pfeufer, dem späteren berühmten Arzt und Professor in München, der Hardeggs Schwager wurde.

Es scheint nicht, daß sein Aufenthalt auf bayrischen Universitäten im Zusammenhang mit der damaligen Bewegung unter der deutschen Studentenschaft stand und einen politischen Zweck hatte. Jedenfalls finden wir ihn nach seiner Rückkehr vorzugsweise im Verkehr mit Künstlern und selbst mit künstlerischen Versuchen beschäftigt. Schon im Frühjahr 1828 hatte er es zum erstenmal gewagt, als zeichnender Künstler vor die Öffent-

¹⁾ In einem Brief an Mörike vom Herbst 1828 nennt Kauffmann il *Matri-monio segreto* „die Sichere Manns Oper — wo (im Finale) der sichere Mann besonders spukt.“

lichkeit zu treten. Oft schien ihm, als liege hier sein eigentlicher Beruf. Er besaß eine reiche erfinderische Phantasie, und was sie ihm eingab, dem versuchte er in Umrissen Gestalt zu geben. Ganz paßt auf ihn, was von Maler Noltens jugendlichen Arbeiten gesagt ist: „Umrisse, zum Teil sehr sauber, mit Bleistift und Feder, voll Geist und Leben, wenn auch verschiedene Mängel der Zeichnung sogleich ins Auge fielen.“ Auch Lohbauer besaß „jenen unwiderstehlichen Trieb zur Produktion, der sich schon mit dem einfachsten Umriss genug thut, immer nur auf Neues und Neues ausgeht und dem Künstler die nötige Ruhe, Geduld und Anhaltbarkeit, um sich erst eine heiklige Technik schrittweise zu erwerben, nicht erlaubt.“ In der Stilrichtung ist der Einfluß Eberhard Wächters nicht zu verkennen, der im damaligen Kunstleben Stuttgarts die erste Autorität war, und für dessen Person wie Genius Lohbauer stets die wärmste Verehrung bekannte. Seine Stoffe aber holte er mit Vorliebe aus dem Gebiet des Dämonischen, wild Humoristischen, Fragenhaften. Als Kind hatte er von Großeltern und alten Basen Gespenstergeschichten gehört, die bei ihm haften blieben, und an dem Hereintragen einer Geisterwelt in die wirkliche Welt hat er auch als Erwachsener nicht gezweifelt. Ein Lieblingsgegenstand für seinen Stift war der Satan, wie er noch in späteren Jahren seine Phantasie an Darstellungen von Faust und Mephistopheles, vom Teufel und seiner Großmutter, an Szenen aus der Unterwelt übte. Jetzt, im Frühjahr 1828, ließ er fünfzehn Federzeichnungen zu Mozarts Don Juan in Stein druck erscheinen.¹⁾ Sie fielen so aus, wie sie bei einer entschiedenen, aber nicht methodisch gebildeten Anlage ausfallen mußten: geistreich, charakteristisch, die Szenen wohl gewählt und von poetischer Auffassung zeugend, aber in der Formgebung vielfach verfehlt, zum Teil übertrieben und karikiert. „Ein Talent,“ wie Grüneisen in seiner ausführlichen Kritik im Kunstblatt (5. Mai) schloß, „das bei größerer Übung im Technischen, bei fortwährendem Studium der Antike und schönen Natur viel Erfreuliches verspricht. Die Hauptsache besitzt er schon, die freilich durch kein Studieren gewonnen werden kann, wohl aber dadurch gebildet werden muß: poetischen Sinn und Lebendigkeit innerer Anschauung.“ Im folgenden Jahre zeichnete er die Umrisse zu den Arbeiten und Entwürfen, die der junge Bildhauer Ludwig Madl veröffentlichte.²⁾ Dieser talent-

¹⁾ Serie di quindici contorni all' opera Don Giovanni, dramma giocoso in due atti del Mozart, composti da Rud. Lohbauer. Stuttgart. Querfolio.

²⁾ Arbeiten von L. Madl, Bildhauer in Stuttgart, in Contouren gezeichnet von Rud. Lohbauer, mit Gebichten von R. Magenau, L. Reuffer, G. Schwab. 1. Heft. Stuttg. Gebr. Mäntler. Ein weiteres Heft ist nicht erschienen. Der Künstler starb schon im Jahre 1831.

volle, ideenreiche Schüler Danneders hatte sich, da er keine Aufträge erhielt, die seinem Schöpfungsdrang entsprachen, zur Bekanntmachung seiner Kompositionen auf diesem Weg entschlossen. Auch diesmal lobte Grün-eisen (Kunstblatt 17. Juni 1830) bei kleinen Unpünktlichkeiten Lohbauers geniale Hand. Von seinen eigenen Kompositionen ist außer den Don Juan-Zeichnungen nur wenig erhalten. So ist auch, was er Poetisches schuf, von ihm sorglos zerstreut, niemals gesammelt worden. Auch hier verriet sich seine Neigung zum tragischen Humor. Eines seiner Gedichte, Gespräch zwischen einem Kirchhofspaziergänger und dem Totengräber, veröffentlichte Gustav Schwab ohne sein Wissen im Morgenblatt (1830 S. 403). Anderes hat er später in seinen „Hochwächter“ gegeben. Ein rechter Ernst war es ihm weder mit der Poesie noch mit der Kunst noch mit sonst etwas. Er lebte dem Augenblick, ein ungebundenes Litteraten-leben, galt für einen lustigen Kumpan, vor allem durch sein mimisches Talent stets willkommen, sein Umgang waren Künstler und Schauspieler. Die alten Freunde begannen zu fürchten, daß er mit all seinen Anlagen tiefer und tiefer sinken, zuletzt untergehen werde. Am bekümmertsten war Eduard Mörike, der in ihm ein verzerrtes Spiegelbild der Lockungen sehen mußte, die auch ihn von seinem wahren Berufe abzuziehen drohten. Er spricht in dieser Zeit von seiner „halbverschütteten Freundschaft“ mit Lohbauer. Ganz konnte er, trotz allem, an dem Freunde nicht irre werden. „Der tiefverborgene edle Demant seines Wesens,“ sagt Nolten von dem anscheinend tief herabgekommenen Freund Larkens, „ward nicht vom Schlamme berührt, worein der Arme sich verlor.“ Von neuem sann er auf Pläne, den Freund für eine würdige und geregelte Thätigkeit zu gewinnen. In einem Briefe Mörikes an den damals in Augsburg befindlichen Mährlen, Dven Juni 1830, lesen wir: ¹⁾

„Was Du von Rugendas ²⁾ sagst und von seiner Doppeltgängerei mit Rudolf, war mir höchst merkwürdig. Von letzterem kann ich gar nicht anfangen zu reden, weil ich nicht aufhören würde. Man ist die Lohjüden, die er an sich selbst begeht, nun schon bald gewöhnt. Vor einiger Zeit, wo ich ihn in Stuttgart sprach, schien unser Verhältnis wieder ins Geleis kommen zu wollen; vielleicht bin ich selber schuld, daß es nicht geschah. Es war davon die Rede, wir wollten in fleißige Korrespondenz mit einander treten und zunächst über die Form einer gemeinschaftlichen Arbeit konferieren, die — neben einer lukrativen — hauptsächlich die Absicht hätte, unsern produktiven Fonds und namentlich den seinigen in bestimmte Bewegung zu setzen. Ich verzeihe mir's selber kaum, daß ich der Sache indessen noch nicht weiter nachdachte. Deine wehmützig ärgerliche Expektoration über seinen verschlammenden Zustand regte mich

¹⁾ Aus den ungedruckten Briefen Mörikes im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar, mir gütig mitgeteilt durch Dr. H. Krauß.

²⁾ Der Maler Johann Moriz Rugendas (1802—1858), bekannt durch seine Reisen in Amerika.

aufs neue auf, und ich wäre entschlossen, mein Fell zu seiner Elektrifizierung herzugeben, wenn sich was Rechtes hoffen ließe.“

Wirklich verabredete Mörike mit Lohbauer, „um ihn zu einer edleren Thätigkeit zu bestimmen“, den Plan zu einem Almanach, den der Freund mit Zeichnungen, wie mit Schriftlichem sollte ausstaffieren helfen. „Aber,“ schrieb Mörike an Hartlaub im Juli, „seine Indolenz kann die Sache noch zuletzt vereiteln, wiewohl er bis jetzt noch ganz in Feuer ist.“ Leider pflegte auch bei Mörike, wenn er solche Pläne ergriff, das Feuer rasch zu erkalten. Aus dem Unternehmen ist nichts geworden. Von einer ganz anderen Seite sollte die Anregung kommen, der es zunächst gelang, Lohbauer aus seiner Indolenz, aus seinem verschlammten Zustand herauszureißen.

II.

Nach der Julirevolution gingen auch in Württemberg die Wogen der politischen Bewegung hoch. Unter dem Wehen des neuen Geistes schöpfte man frischen Mut, den Kampf für Freiheit und Vaterland aufzunehmen. Noch in demselben Jahr begründeten die Advokaten Tafel und Köbinger, die als Mitglieder des burschenschaftlichen Jünglingsbundes auf dem Hohenasperg gefesselt hatten, den „Hochwächter“ als Organ der württembergischen Freiheitsmänner. Die Zeitung erschien vom 1. Dezember 1830 an und war das erste süddeutsche Blatt dieser Art: Stromeyers „Wächter am Rhein“ in Mannheim erschien vom 1. Januar 1831, Wirths „Deutsche Tribune“ erst vom 1. Juli 1831. Zum Redakteur wurde Rudolf Lohbauer bestellt, der bis dahin an einem Stuttgarter Lokalblatt die „Stadtpost“ beschäftigt gewesen war. Er leitete die Zeitung bis zu seiner Flucht im Herbst 1832, also die kurze Zeit von nicht ganz zwei Jahren, gleichwohl gelang es ihm, den Grund für ein dauerndes Unternehmen zu legen: Der „Hochwächter“ verwandelte sich, als er verboten wurde, in den heutigen „Beobachter“. Die ersten Schritte waren keineswegs rasch und stürmisch. Man las in dem neuen Blatte Belehrungen über Verwaltungsgegenstände, Beschwerden über Schreibwesen und Mißbräuche der Polizei, Seufzer nach der Pressfreiheit. Daneben aber war ein großer Teil des Raums und besondere Sorgfalt dem gewidmet, was wir heute das Feuilleton nennen. Nicht selten wurden Gedichte gebracht, auch unpolitische, sie rührten in der ersten Zeit meist von Wilhelm Zimmermann her, der bis zum März 1832 Mitherausgeber war. Litterarische und künstlerische Erscheinungen wurden besprochen. Lohbauer machte sogar den Versuch, seine Zeitung mit künstlerischen Beilagen zu schmücken.¹⁾

¹⁾ Gleich in den ersten Wochen brachte sie eine (lithographierte) Federzeichnung

Besonders geschätzt waren aber seine Konzert- und Theaterberichte. Seydelmann wirkte damals in Stuttgart, und er, der gleichfalls Offizier gewesen war, besaß an Lohbauer einen begeisterten Freund, der den Stuttgartern einbringlich vorstellte, was sie an dem denkenden, mit den Mitteln einer raffinierten Kunst, ja Gelehrsamkeit wirkenden Schauspieler besaßen. Im März 1832 trat Seydelmann zum erstenmal mit seinem Mephisto vor das Stuttgarter Publikum. Man kennt den dramaturgischen Streit, der sich an Seydelmanns Auffassung dieser Rolle knüpfte. Er spielte sie nach Lohbauers Ausdruck „in einem unmenschlichen Kostüm, wie es von phantasiereichen Künstlern angedeutet wurde“ — hat er selbst beim Ausstudieren der Maske mitgeholfen? — „fragenhaft und doch kalt, komisch und doch gigantisch, gräßlich war sein Wesen, man mußte über ihn lachen und fürchtete ihn doch: es war die Spottgeburt aus Dreck und Feuer.“ Bekanntlich hat sich diese Auffassung des Mephisto als eines unmenschlichen Fragenbildes nicht auf der Bühne erhalten.

Doch die Hauptsache war der politische Kampf, der seit dem Frühjahr 1831 sich immer mehr verschärfte. Jetzt wird die Sprache des „Hochwächter“ lebhafter, verwegener. Nach allen Seiten schlägt der Herausgeber um sich, er versteht es volksmäßig und witzig zu schreiben, besonders gelingt ihm die Form des Zwiegesprächs. Und zur Prosa gesellte sich die Poesie; wir werden die meisten der eingestreuten Gedichte, ganz im Ton der damaligen politischen Lyrik, Lohbauer selbst zuschreiben dürfen. Aber auch sonst ist er überall dabei, wo etwas los ist, wo eine freiere Regung des Geistes verstattet ist oder unwillkürlich durchbricht. Jedes Fest wurde damals zu Kundgebungen der liberalen Sache benützt, auch das Schillerfest, auch die schwäbischen Liederfeste in Eßlingen. Bei dem Liederfest an Pfingsten 1831 wird Lohbauer als einer der Festordner genannt, und wir lesen: in den drei Chorfenstern der Kirche, wo die Aufführung stattfand, „glänzten, von Blumen schön umwunden, die Farben von Polen, Frankreich und England als Sinnbilder der Wünsche der Württemberger den Ankommenen entgegen.“

Beim nächstjährigen Feste hielt er eine politische Rede, nach welcher das Arndtsche Lied angestimmt wurde, und die im Hochwächter nur mit großen Zensurlücken abgedruckt werden durfte. Die Kammerwahlen, die Ende des Jahres 1831 stattfanden, hatten die politische Erregung durch das ganze Land getragen. Nie zuvor war eine so methodische Bearbeitung der Wahlkörper erlebt worden. Wirklich wurde eine überwiegend

von ihm nach dem „Ölberg“, der plastischen Gruppe vor dem Chor der Stuttgarter Leonhardskirche.

liberale Kammer gewählt; da aber der König ihre Einberufung hinaus-
schob, nahm der Kampf zwischen der Regierung und der liberalen Partei,
der wesentlich im Hochwächter ausgefochten wurde, immer leidenschaftlichere
Formen an. Es goß neues Öl ins Feuer, als zu derselben Zeit die
ersten flüchtigen Polen im Lande erschienen, die von den liberalen Ver-
einen mit offenen Armen aufgenommen und auf jede Weise gefeiert wur-
den. Auf die federe Sprache des Hochwächter aber antwortete die Re-
gierung mit strengerer Anwendung der Zensur, die weißen Lücken wurden
häufiger, sie zierten jede Nummer, sie nahmen oft den größeren Teil des
Blattes ein.

Am 27. Mai fand das Hambacher Fest statt, dem auch der Redak-
teur des Hochwächter mit Stuttgarter Gesinnungsgegnossen beiwohnte. In
welcher Stimmung sie heimkehrten, kann man aus Lohbauers zuversichtlich
klingendem Berichte herauslesen, worin es hieß, das Fest sei die Vor-
bereitung zur That und es sei auch nicht Einer dagewesen, den man nicht
Republikaner nennen konnte. Von da an zogen die Regierungen noch
strenger die Zügel an, sie bekamen einen Rückhalt an den Bundestags-
beschlüssen vom 27. Juni, aber inzwischen hatten sich jene heimlichen
Verabredungen angesponnen, in denen eine gewaltsame Erhebung geplant
wurde und die sich im nächsten Jahre zu der sogenannten Roseritzschen
Verschwörung verdichteten. Mit dem Lieutenant Roseritz war Lohbauer
von der Schule her befreundet, doch hat er sich nur an den ersten vor-
bereitenden Schritten beteiligt. In dem großen Hochverratsprozeß, der
im Jahre 1838 zur Aburteilung kam, wurde ihm zur Last gelegt, daß
er dem von Schüler begründeten Preß- und Vaterlandsverein angehörte
und einen Zweigverein in Stuttgart zu begründen suchte, daß er die
polnischen Sendlinge Zaleski und Zakrewski in Ludwigsburg einführte,
geheime Zusammenkünfte der Stuttgarter und Ludwigsburger veranstaltete,
daß er besonders die niederen Volksklassen, Weingärtner und Handwerker
zu bearbeiten suchte, daß er revolutionäre Flugchriften verfaßte und andere
verbreitete. Die Katastrophe trat aber für ihn schon im Herbst 1832
ein. Er war auf den sinnreichen Gedanken verfallen, sämtliche von der
Zensur gestrichene Stellen und Aufsätze des Hochwächter zu sammeln und
in einem Bande von zwanzig Bogen, der als solcher zensurfrei war, ab-
zudrucken. Der „Hochwächter ohne Zensur“, so betitelte er das Buch,
das in Pforzheim gedruckt wurde und Ende August 1832 erschien.
Noch verhänglicher als der Inhalt waren die beiden Gedichte Loh-
bauers zu Anfang und zu Ende des Buches. Den Schluß machte ein
aufreizendes „Lied der Deutschen“ mit maßlosen Ausfällen auf die Fürsten,
natürlich nach der Melodie des Polenliedes:

Noch ist Teutschland nicht verloren,
 Ob auch Willkür brüht,
 Und die Freiheit, kaum geboren,
 Man im Keim erstickt!
 Hoffe nur, o teutsches Herz!
 Einmal wird es fürchtbar tagen:
 Wann der Sturm recht tobt,
 Sich der Muth erprobt.

Eine Gottheit, hehr und mächtig,
 Geistesfreiheit lebt,
 Ob Ihr Herrscher, niederträchtig,
 Ihr auch Bande webt!
 Zu die Wolken reicht ihr Haupt,
 Wetterblitze strahlt ihr Aug',
 Vor dem Donner bebt,
 Wer entgegenstrebt!
 Drum ist Teutschland nicht verloren.

u. s. w.

Sobald das Buch erschienen war, wurde es mit Beschlag belegt, Haussuchung beim Verfasser gehalten, ein erstes Verhör mit ihm angestellt, ein Preßprozeß eingeleitet. Als er Wind davon bekam, daß er verhaftet werden sollte, entschloß er sich zur Flucht. Am 7. September war er verschwunden. Am 16. September brachte der Hochwächter eine Erklärung Rödingers, worin dem flüchtigen Redakteur folgendes Lob erteilt war: „vorzugsweise war es der Redakteur dieser Blätter, Rudolf Lohbauer, der, mit seltenen Vorzügen des Geistes und Herzens ausgerüstet, dem Blatte jene tiefgemüthliche Stimmung und jene schöpferische, anregende Lebenskraft gab, welche selbst die politischen Gegner, wenn sie nur einigen Geist hatten, in der innersten Seele ansprach. Von vielen gehaßt, von allen geliebt, die ihn nur einigermaßen kennen zu lernen Gelegenheit hatten, machte er es sich zur Aufgabe, die Bahn der Wahrheit und des Rechts nach einer schönen idealen Seite des öffentlichen Lebens zu verfolgen. Von einer Weichheit und einer Lebendtiefe, die nur bei Kindern, bei wahren Dichtern und Künstlern zu treffen ist, war nicht leicht eine Individualität zu finden, die durch den Kampf selbst, dem er sich hingab, schmerzlicher ergriffen worden wäre, als die seinige, aber er hat aufs schönste bewiesen, was das Pflichtgefühl über einen edlen Charakter vermag: immer kräftiger ward er in dem ununterbrochenen verzehrenden Kampf“ u. s. w.

Das Lob war etwas dick aufgetragen und, nach Lohbauers letzten Leistungen, überraschend ins Harmlose gewendet; immerhin lieft man aus dem Zeugnis heraus, daß die Freunde seine Persönlichkeit verstanden und

an ihm noch anderes schätzten, als seine politischen Fechterstreiche. Er hatte gezeigt, daß er fähig war, sich aus einem nutzlosen Leben aufzuraffen und jetzt sah er sich wieder ins Ungewisse verstoßen.

Am 7. September war er nach Ludwigsburg gegangen, hatte dort von den Seinigen Abschied genommen und sich dann nach Straßburg gewandt, dem damaligen Zufluchtsort so mancher im Vaterland gescheiterter Existenzen. „Um 6 Uhr abends den 9. Sept. rollte ich über die Rheinbrücke bei Kehl und betrat den Boden Frankreichs, und um 8 Uhr wandelte ich um den im Mondlicht stehenden träumenden Riesen des Münsters, und sumimte das Lied des Handwerksburschen aus Justinus Kerners Reise-schatten, das ich vor Jahren schon, „an nichts denkend“, einmal komponiert hatte:

Wir träumt', ich flog gen Berge,
Weit in die Welt hinaus,
In Straßburg durch alle Gassen etc.“

III.

In Straßburg blieb Lohbauer bis zum April des folgenden Jahres. Es fehlte dort nicht an Gefinnungsgenossen, bei denen die politischen Flüchtlinge Ansprache und Unterstützung fanden, wie denn das ganze Elsaß durchzogen war von einem Netz des Einverständnisses, das den Verfolgten zum Schutze diente. Auf Spenden aus der Heimat durfte man gleichfalls rechnen und schon im November erhielt der Flüchtige einen Besuch seines Schwagers Kauffmann, der noch keine Ahnung davon hatte, daß er durch die revolutionären Zettelungen, in die Lohbauer auch ihn, den arglosen Mathe-matiker und Musiker, hineingezogen hatte, in Untersuchung und in mehr-jährige Festungshaft geraten würde. In einem Brief an Morike hat Kauffmann den Besuch in Straßburg ausführlich beschrieben. Am zweiten Tag bestieg er zusammen mit Lohbauer den Münsterturm.

„Die Viertelstunde, die ich mit Rudolf oben in der sogenannten Laterne, dem höchsten ersteigbaren Punkt, zubrachte, ist mir ewig unvergeßlich. Unser schönes Deutschland lag weit ausgebreitet da und fernhin erglänzten in der Abendsonne die Höhen des Schwarzwalds. In der tiefen Ruhe dieser stillen Höhe erschien mir's ein glückseliges Land und ich dachte nicht mehr daran, wie ein unheilvoller Streit eigenfinniger Parteier ihm das Herz bluten macht. Aber neben mir stand der geliebte Freund, der seine Heimat nicht mehr betreten darf. Er schaute mit trübem Blick hinüber. Endlich trat er hinaus auf die Galerie. Die Sonne trat aus einer Wolkenwand hervor, um noch eine Weile über den Vogesen zu leuchten und dann zu versinken. Tief unten im Turm fing eine Glocke an zu läuten. Da begann Rudolf mit erhobener Stimme die Stelle aus dem Faust zu recitieren: „Sie rückt und weicht“ etc. Unser Führer, ein Greis, der lange schon nicht mehr in die Unterwelt gekommen und das Häuschen auf der Plattform bewohnt, meinte, er bete, und faltete andächtig die Hände. Ich aber stand

hinter einer Säule und vergoß Ströme heiger Thränen. Er blickte so frisch und kräftig hinaus und doch schien mir seine Zukunft so trübe und freudenleer für ihn. — Als wir wieder herabgestiegen, führte er mich in eine Bierkneipe, wo noch viele andere deutsche Flüchtlinge sich zusammenfanden und wo mir's äußerst heimlich zu Mute wurde. Die Stube war zum Erbrüden voll, und hier hörtest du französisch, dort deutsch sprechen, was gar lustig untereinander klang. Ich erzählte Rudolf vieles von deinem Maler Kesten und mußte ihm versprechen, ihm denselben zu schicken,¹⁾ auch sangen wir den Feuerreiter. Unsere poetische Stimmung teilte sich nach und nach dem ganzen Eische, an dem wir saßen und an dem viele Studenten, Offiziere und andere ordentliche Leute sich befanden, mit, und statt des ewigen politischen Einerleis ergab sich eine freundliche und oft geistreiche Unterhaltung.“

Wir erfahren aus diesem Briefe zugleich, daß Lohbauer für Rauffmann einen Operntext (Ernst Schulzes „Cécilie“ entnommen) geschrieben hatte. Doch war nur der erste Akt vollendet und Rauffmann, der schon zu komponieren angefangen hatte, bat nun Mörike, in die Lücke zu treten; freilich merkt man seiner Bitte an, daß er sie nicht sehr zuversichtlich vortrug. Lohbauer selbst ließ die Oper liegen, noch steckte er tief in der Politik. Auch von Straßburg aus fuhr er in seiner schriftstellerischen Propaganda fort. Er sandte Briefe für den Hochwächter, Flugblätter und ermutigende Gedichte, zunächst für die landständische Bewegung in Württemberg. Neben dieser liefen aber die Aktionspläne der Ungebuldigeren. Mit dem anbrechenden Frühjahr erfuhr Lohbauer, daß die von Roseritz geleitete Militärverschwörung zu bestimmteren Verabredungen gedieh; er vernahm, daß gleichzeitig die Freunde in Frankfurt einen Schlag gegen den Bundestag vorbereiteten. Doch ist schon, ehe diese Dinge reifen, sein Entschluß gefaßt, seinen Stab weiter nach der Schweiz zu setzen. Er sieht mit Spannung, mit Teilnahme, aber doch bereits mit etwas abgekühlter Teilnahme den Nachrichten aus Deutschland entgegen. In Straßburg hatte er eine Bekanntschaft gemacht, die großen Einfluß auf ihn gewann, ihn zu hellerem Denken zwang, zu einer ruhigeren, mehr philosophischen Betrachtung der Dinge stimmte. Es war dies der vormalige preussische Offizier Bruno Übel, dessen einnehmende Persönlichkeit auch in Freytags Mathy (S. 184) erwähnt ist. Übel hatte das preussische Heer

¹⁾ Mörike schrieb am 5. Juni 1832, also zu einer Zeit, da Lohbauer mitten in der politischen Bewegung stand, an Mörike: „Wie betrügt sich Lohbauer gegenwärtig? Scheint er insoweit gut von mir zu denken, daß ich mich mit einigen freundschaftlichen Zeilen, womit ich ihm mein Buch durch dich zukommen lassen möchte, nicht etwa selbst wegwerfe? Außer ihm und H. Hardegg, Schwab und Grüneisen soll es in Stuttgart niemand geschenkt haben.“ Der Roman wurde im August, also kurz vor Lohbauers Flucht, ausgegeben. — Ein Zeichen von Mörikes ausdauernder Freundschaft für Lohbauer ist, daß er ihm die 4. Auflage seiner Gedichte mit den Worten widmete: „Seinem alten Herzensfreunde Rudolph Lohbauer — Stuttgart d. 31. Mai 1867 — Zum Gruß von Eb. Mörike.“

als politisch Mißvergünigter verlassen, war nach Frankreich gegangen, hatte einen Feldzug in Algerien mitgemacht und hielt sich jetzt in Straßburg auf. Mit Enthusiasmus hat sich Lohbauer stets über diesen Freund ausgesprochen, vor dessen Überlegenheit er sich willig beugte. Mit den Vorzügen seiner äußeren Erscheinung verband dieser Norddeutsche eine Bestimmtheit und Sicherheit des Auftretens, die dem Schwaben gewaltig imponierte. Lohbauer fühlte sich ganz im Banne dieser bezaubernden Herrschernatur. „Übel,“ so schreibt er einmal von ihm, „ist einer der schönsten Männer, die ich je sah; groß, kräftig, der Körper, der Kopf, die Stirne, die Züge, und doch wieder alles zart, besonders Nase und Mund, und Kindestreue und Biederkeit und Freundlichkeit dann über alles das ausgegossen.“ Ein anderesmal vergleicht er ihn und einen anderen Freund mit Hyperion und Alabama, sich selber mit — Diotima. Mit Übel treibt er kriegswissenschaftliche Studien und von ihm wird er auch in die Hegelsche Philosophie eingeweiht. Die Unterordnung der Persönlichkeit unter die Idee, das Verschwinden der einzelnen Seele im unendlichen Reich des Geistes war ihm eine neue Offenbarung, eine „Universalmedizin“, die ihm durch den Freund dargereicht wurde. „Ihm habe ich,“ schreibt er in einer Tagebuchnotiz vom 1. April 1833, „diese leidenschaftlose Ruhe zu verdanken, dies Schauen auf die Sache, nicht auf die Person.“

Aus dieser Zeit sind nämlich Tagebuchblätter Lohbauers vorhanden, die ein mannigfaches Interesse darbieten. Einmal als Bekenntnisse aus jenem Kindesalter der politischen Entwicklung Deutschlands, nicht unrühmlich für Lohbauer selbst, der darin als deutscher Patriot im Gegensatz zu den kosmopolitischen Neigungen anderer Freunde erscheint. Sodann aber wegen der Berichte von Teilnehmern am Frankfurter Attentat, die er seinen Aufzeichnungen einverleibte, Erzählungen, die in ihrer unmittelbaren Frische zur Ergänzung des bekannten Berichts von Dr. Simer (Treitschke, D. Gesch. IV, 745) dienen. Es mag deshalb einiges aus diesen Blättern mitgeteilt sein.

Schon am 1. April kamen Gerüchte nach Straßburg, daß die Revolution gleichzeitig in Stuttgart, Kassel und Karlsruhe ausgebrochen sei, alle drei „Kronenwirte“ seien aus dem Hause gejagt. Ein zweites Gerücht wollte wissen, ein Sturm auf das Stuttgarter Schloß sei abgeschlagen worden. Ein Gerücht jagte das andere. Am folgenden Tag kam Besuch aus Württemberg, es war der Universitätsfreund Bruger,¹⁾ der damals an der Erziehungsanstalt in Stetten angestellt, auf einer Osterferienreise

¹⁾ Heinrich Bruger aus Riga gehörte in Tübingen zum Freundeskreise von Mörike und L. Bauer. Er ist zuletzt Professor an der polytechnischen Schule in Stuttgart gewesen.

nach den Vogesen begriffen war. Er mußte das Neueste wissen, aber — kein Wort von Unruhen in Württemberg, er hatte das Land im tiefsten Frieden verlassen, doch sagte er, es werde bei den Neuwahlen mehr auf eine Oppositions- als Regierungskammer gerechnet. Die Zeitungen brachten an diesem Tag die Nachricht, daß der Bundestag die deutschen Verfassungen auf fünf Jahre suspendieren werde.

„Was wird wohl auch anderes übrig bleiben, wenn die Erwartung noch liberalerer Kammern keine Illusion ist? Die Dinge treiben sich nun auf die Spitze. Wird nun das konstitutionelle Prinzip in Teutschland Früchte tragen? Wird mit anderen Worten das Volk in Süddeutschland sich für die Idee erheben? Wo sind die Häupter und Führer? Ich beharrte heute Abend gegen G.¹⁾ einfach auf der Meinung, daß eben deswegen eine revolutionäre Initiative in Teutschland nothwendig, weil die Sache Teutschlands unter französische Protektion kommt und wir nicht viel mehr sind als der Boden, auf dem der Kampf größerer Massen und Mächte vor sich geht, wenn es geht, wie er meint und für gut hält, wenn nämlich nur die passive Revolution der Steuerverweigerung im Volk beginnt, Oesterreicher und Preußen als Steuerexekutoren in Süddeutschland einrücken, alsdann aber die Franzosen Armeen über den Rhein dem gefährlichen neuen Nachbar entgegenwerfen. G. hielt sich auf dem großen politischen, aber auch indifferent kosmopolitischen Gesichtspunkt; ihm sind die Grundsätze der Propaganda auch für Teutschland gut genug; ihm ist das linke Rheinufer wohlfeilen Kaufs feil. Ich finde nur den beruhigenden Punkt aus seiner Ansicht heraus, daß auch diese passive Beginnen der Steuerverweigerung doch immer ein Beginnen ist, immer noch eine Initiative bleibt. So sehen wir denn wieder die langsam reisende teutsche Sache vor uns. Ein Fortschritt wäre da, aber die große Rolle Teutschlands noch um einige Akte hinausgeschoben?“

Am 5. April notiert er: „steigende und wahrhaft bedeutame Anzeichen der reisenden, ja vor der Thüre stehenden großen teutschen Sache.“ Das Frankfurter Attentat fand bekanntlich am 4. April statt. Am 6. brachten Briefe, sowie das Frankfurter Journal die Nachricht von seinem unglücklichen Ausgang. Auffallend nüchtern und vernünftig schreibt er:

„Wie wohl hat mich mein Genius geleitet, daß er mich eben da diesen Verbindungen entnahm, als diese Schritte sich näher vorbereiteten! Wie leicht ist mir's ums Herz, daß ich unwissend neben all' dieser Illusion herging, die für die, die vertrauensvoll in sie hineingezogen wurden, dies tragische Ende nahm! Bewegt es doch schon den Vernünftigen mit eigenen bebungen die Brust, ferne in ruhiger Sicherheit gestanden zu haben, als hier sich der mutige Kern der Vurschen im Wahn der Erreichung der größten Sache tapfer schlug, so daß sich zuletzt noch 5 gegen 500 verteidigten, — wie muß es dem zu Mute sein, der Mitwisser, Mitreiber, ja Veranlasser dieser in die Luft gebauten, vergeblichen Opferrthat war, und jetzt vor der Welt heuchlerisch die Rolle, die er dabei spielte, wie diese Braven desavouieren muß! Vergeblich sucht dieser nun darin Trost, daß er sich aus dem subjektiven auf den objektiven Standpunkt flüchten will und sagt: „So muß es anfangen; die gelingenden Thaten werden eingeführt durch die mißlingenden; das Erste ist der Erweis der Kraft zur That; es

¹⁾ Unbekannt, wie auch in der Folge die nur mit Anfangsbuchstaben oder mit Kriegenamen bezeichneten Freunde.

ist das Kampfspiel der spartanischen Knaben auf Leben und Tod vor dem Kampf um Griechenlands Freiheit der Dreihundert.“ Ganz recht, so kann der Unbefangene sprechen und sich damit trösten über das Unüberlegte wie über das Verlorene in der That; aber zum hohlen Wort wird solche Rede im Munde dessen, der die falsche Berechnung mitmachte, an der diese Jünglinge untergingen: Wieder andere sind im Irrthum, die entrüftet den Stab brechen über Jünglinge, die mit Blut und Word ein Unternehmen wie dieses begannen und die es darum in die Kategorie roher Volkstumulte setzen wollen. O nein, das ist die rechte Seite der Sache nicht. Diese Jugend ist nicht roh; die ist hervorgegangen aus dem Schooß gebildeter Eltern, einer humanen Erziehung, sie ist durchgegangen durch die Schule der Wissenschaft; sie hat sich in einer das Wohl der Menschheit zum Zweck habenden Verbindung aus der trivialen Genußsucht des jugendlichen Lebens erhoben. Kannet Ihr diese Leute, wie sie gut, treu, warm in der Freundschaft waren? Wenn solche Menschen zu solchen Thaten geführt werden, so sind sie das fürchterlich verrathende Zeugnis der tiefen Zerrissenheit der Verhältnisse des öffentlichen Lebens, der Schuld berer, die langsam und leise Teutschland zu Grunde zu richten getrachtet haben und trachten, sie sind die blutige Antwort auf heuchlerische Vergiftung . . . Eine solche That, eben in ihrer Blutigkeit und in ihrem wenn auch nur halben Gelingen wendet ein Blatt der Geschichte um, auf dem ein neues Kapitel anfängt. „Es will Ernst machen,“ das wird ganz Teutschland fühlen und dies Gefühl macht ernst. — Die Studenten haben das Arsenal gestürmt, die Waffen herausgeworfen und die Bürgerschaft zur Ergreifung aufgefordert. Die Philister flohnen, ließen sie liegen und die Handvoll Kühner unterlag. Eine Lehre ergiebt sich daraus für die Zukunft: diese gebildete Jugend meinte, was ihr einleuchte, müsse auch dem Bürger, dem Volk einleuchten. Sie glaubte, jene müßten fühlen, erkennen wie sie. Aber der Bürger theilt nicht die Gefühle des jungen Gebildeten, es muß ein Herankommen und Anschließen der intelligenten Masse an die Begriffssphäre des Bürgers stattfinden, — da tritt das praktische Moment der wahren Bildung ein.“

Am 7. April kamen zwei Teilnehmer vom Frankfurter Attentat, die die ersten sicheren Nachrichten von den dortigen Ereignissen brachten. Der Präsekt hatte nicht übel Lust, die beiden Flüchtigen auszuliefern, wurde aber durch einen Straßburger Bürger daran gehindert, „der ihm ins Gesicht sagte, er werde den einen in den rechten, den andern in den linken Arm nehmen und in die Hand den Säbel; dann solle man sie ihm entreißen.“ Am folgenden Abend erfuhr Lohbauer unter seiner Hausthüre, daß auch der Kater — so hieß der bekannte Hannoveraner Neuschensblatt — angekommen und „oben beim Pfiff sei“. Schon zur Abreise nach der Schweiz gerüstet feierte er noch seinen Abschied mit Straßburger Bekannten und ging dann mit G. nach Hause.

„Es war halb ein Uhr; wir gingen hinaus, ich klopfte. Pfiff öffnete argwöhnisch. Da lag der Kater auf dem Boden auf der Matratze. Ein wunderbarer Anblick! Der Führer der ersten Compagnie, die die Hauptwache nahm, erhob sich, aussehend wie sonst, in seiner edigen knöchernen Art und doch jugendlich und kindlich vor uns und ich mußte ihn herzen und küssen, was er freilich nur so gleichgültig leidend hinnahm. Nun mußte er erzählen. — Die Frankfurter wollten den Überfall mit Dolchen heimlich und quasi von hinten machen. Er war schuld, daß Musketen mit Bajonetten angehängt wurden noch in den letzten Tagen; es sollte militärisch und offen hergehen. Die

Verschworenen hatten schon einige Zeit vorher gewußt, daß sie auf keinen Aufstand von den Spießern zu rechnen hätten, aber im Glauben, an anderen Orten breche es auch los, und weil es einmal fest beschloßen war, hinderte das die Ausführung nicht. Sie wollten ihr Wort halten, und so ist denn wenigstens die längst ausgesprochene blutige Profekation wahr geworden. „Die Alten haben ihre Ospfertiere mit bunten Bändern geschmückt,“ sagte der Kater, als er sein schwarzrotgoldenes Band umhing. Der Zug ging von R—s Haus neben der Kaserne in schöner Ordnung vier Glieder hoch nach dem Marktplatz ab. Es ist ganz nicht wahr, daß die Besatzung der Hauptwache unvermutet überfallen wurde, denn die Behörden wußten es schon morgens um 8 Uhr, und das wußten die Verschworenen auch. Aber man hatte wohl nur ein Krakehl erwartet, und die Posten der Linie ließen das Häuflein ruhig an sich vorbeiziehen. Um die Kaltblütigkeit seiner Leute zu prüfen, kommandierte Kater, als es in etwas rascherem Schritt von selber ging — „langamer“, und alles trat in ruhigstem Paradeschritt auf. Als man aber gegenüber der Hauptwache ankam, die einen Theil ihrer Mannschaft schon haufen unter Gewehr hatte, kommandierte der Kater „Vorwärts fällt's Gewehr, Sturmschritt hurrah“ und mit fürchterlichem Geschrei stürzte sich die Truppe auf die Soldaten, stieß sie mit dem Bajonett nieder und drang ins Haus. Da fielen auch ins Innere die ersten Schüsse. „Machen Sie keine Umstände, meine Herren,“ rief Kater, „ganz Teutschland steht heute auf,“ und die Schlingel warfen ihre Gewehre weg und einzelne fielen in den Freiheitsruf einstimmend den Verschworenen in die Arme. Die Gefängnisse wurden geöffnet. Kater öffnete Frack's Loth. Da stand der Gefangene mitten im Zimmer in staunender Spannung in seinen Mantel gehüllt, was da geschehen solle. „Gott grüß dich, Frack, du bist frei, komm mit,“ rief Kater und riß ihn mit auf die Straße nach flüchtiger Umarmung, wo er ihn verlor. Da naht das Bataillon Tirailleurs. Jetzt mußte ein Theil der 28 (die 2 weiteren hatten an des Obersts Thüre gewartet, ihn niederzustößen, wenn er nach der Kaserne gehen wollte, aber er war schon früher dort) die Gefangenen bewachen, ein anderer Teil und nachher noch ein dritter ward als Succurs nach der Constablerwache abgefordert. Das Volk nicht einmal in großer Zahl versammelt glogte, und als schon die Kugeln der Tirailleurs ihnen um die Ohren pfliffen, sah Kater wohl, daß die Sache verloren sei. Aber keiner verlor den fröhlichen Mut und mit den letzten 8 schlug sich nun Kater durch das Bataillon in der Nacht der Constablerwache zu. Zwei Inden und feuerten immer, die anderen stießen mit dem Bajonett nieder, was sie erreichen konnten, ein und der andere Soldat schrie um Pardon. Der Kater hatte keinen Unterschied unter seinen Leuten gemacht und etwa einen Teil vorangestellt. Alle waren gleich, alle schlugen sich gleich. So gelangten die paar Kämpfer an die Constabler Wache, aber da war nicht Freund, nicht Feind mehr, und nun zerstreuten sie sich, jeder zu seiner Rettung. Kater plauderte den andern Tag mit Frankfurter Philistern über die Affaire im Wirtshaus rasiert und ungeniert und ging am dritten erst als Darmstädter Maler zum Thor hinaus. Welcher Tod dem Menschen blühen soll, weiß ich nicht; er selber dachte an nichts anderes, als zu sterben. R. wurde mit eckich und 40 Bajonettstichen niedergemacht und sein letztes Wort war „Freiheit oder Tod“. Ober[müller], der Führer der zweiten Compagnie, war so üppig, daß er, schon im Feuer, seine Leute, um sie recht schön in Front beisammen zu haben, nach der Größe stellte. Er hatte seinen kleinen Bruder mitgebracht, 15 Jahre alt. Was soll das Kind? sagten die anderen. „Gut genug für Kanonenfutter“ rief der Ältere und fröhlich hängte sich der Kleine an seine Arme. Knopf schlug sich wie ein Bir und schrie, daß den Soldaten das Gewehr aus der Hand fiel: „Volk, zu den Waffen!“ Er, sonst unser lustiger Rat, unterließ auch da nicht, den blutigen Tod im Angesicht,

Wise zu reizen. Weber von seinem noch E . . . & Schickal weiß Kater was, doch hält er sie wie fast alle anderen für gerettet. Die Zeitungen haben auch noch keinen ihrer Namen genannt. — Um 1 Uhr nahm G. den Kater mit nach Haus, weil er dort am sichersten ist. Ich sagte ihm und dem Pfiff Adieu.“

Am 12. April um 11 Uhr war Lohbauer zum Präsekten geladen: zwei Stunden vorher verließ er mit dem Regenschirm in der Hand die Stadt und zog zum Thore hinaus. Bald holte ihn Freund Übel ein, der mit ihm nach der Schweiz wanderte. Sie kamen am ersten Tag bis Schlettstadt, am zweiten nach Sulz, wo sie bei einem Gefinnungsgeoffen Namens Wörnle Unterkunft fanden. Dieser Wörnle war „neben dem Lehrer Dureux in Porrentrup der einzige Elsässer, der es wußte, daß das linke Rheinufer wieder teutsch werden muß, und dieses will und wünscht und fast offen sagt“. Der Lehrer in Porrentrup, an den Übel eine Empfehlung hatte, war Carbonaro gewesen und Mitglied verschiedener revolutionärer Gesellschaften, „jezt republikanischer Antifranzose und Anhänger des Teutschthums.“ Über den Rücken des Jura gelangten die Flüchtigen — man hielt sie meist für Polen — am 16. April nach Biel, am 20. nach Burgdorf.

IV.

Die Schweiz war Lohbauer zunächst ein Asyl, sie wurde ihm zur Heimat. Doch erst mit den Jahren sollte es ihm gelingen, sich ein gesichertes Auskommen zu verschaffen. Für den Anfang mußte auch er erfahren, daß das Brot in der Fremde ein hartes Brot ist. Ein Ludwigsburger Landsmann, der wackere Stadtbaumeister Koller in Burgdorf, der auch sonst als Wohlthäter flüchtiger Landsleute bekannt ist, nahm zuerst den Schiffbrüchigen auf und theilte mit ihm zwei Jahre lang den Tisch. Sonst mußte die Feder den nötigen Unterhalt verschaffen.

Im Jahre 1836 ging er nach Bern, noch immer ohne festen Plan. Allerlei wurde versucht: er arbeitete den Operntext seines Vaters um, machte sich an eine Übersetzung von Dantes Göttlicher Komödie, literarische, künstlerische Pläne wurden geschmiebet. Allmählich lernte man seine vielseitigen Talente kennen und schätzen. Die Regierung berief ihn in die Kommission für Kunstangelegenheiten, er wurde in Offizierskreisen bekannt, und es gab die Wendung in seinem Leben, als er sich entschloß, seine Zukunft auf seine kriegswissenschaftlichen Kenntnisse zu bauen und mit Übel sich zur Herausgabe der helvetischen Militärzeitung vereinigte. Dieser unsätere Freund stand aber immer auf dem Sprung, wieder nach Algier zurückzukehren. Im September 1839 finden wir ihn in Zürich, wo er die Regierungstruppen gegen den Straußenputz befahligte, dann wurde er Kommandant der Solothurner Miliz und zulezt ging er wirklich

wieder nach Algier, wo er, in einem Gefecht durch eine Beduinentugel verwundet, zu Midah im Jahre 1842 gestorben ist. Seiner Thätigkeit an der Militärzeitung hatte es Lohbauer zu verdanken, daß er eine außerordentliche Professur für Militärwissenschaft an der Hochschule zu Bern erhielt, womit er eine Lehrstelle für Zeichnen und mathematische Wissenschaften an der Industrieschule verbinden konnte. Seine bürgerliche Existenz war nun gesichert. Mit einem dauernden Aufenthalt in der Schweiz wollte er sich allerdings nicht befreunden, er hat sich dort nie ganz heimisch gefühlt.

Im Anfang lebte er im Kreise der Flüchtlinge, besonders seiner Landsleute, mit der Zeit zog er sich aber von ihnen zurück; das Kneipen mit den Schwaben wollte ihm nicht mehr behagen, er suchte mehr den Umgang mit Offizieren und Professoren; die Theologen Hundeshagen und Schneddenburger, auch Bisius erscheinen unter seinen nächsten Bekannten. Dem jungen Max Schneddenburger, des Professors Bruder, leistete er als strenger Kunsttrichter einen Dienst: er bewog im Jahre 1838 den angehenden Dichter, eine Sammlung unreifer Erzeugnisse, womit er sich in die Öffentlichkeit gewagt hatte, wieder zurückzuziehen.

Von den gewaltthätigen Weltbeglückungsplänen war Lohbauer längst zurückgekommen; mit der Energie, deren er fähig war, wenn er wollte, hatte er sich in die Pflichten seines Berufes eingearbeitet, und die Frucht seiner harten Flüchtlingszeit war eine ernstere Lebensführung. Auch den Hegelianismus hatte er abgestreift, er war ihm die Brücke gewesen zu einer tieferen Erfassung des Christentums. Mystische Kindheitserinnerungen hatten sich wieder in seiner phantasiereichen Natur belebt, und dazu kam nun der Einfluß einer weiblichen Seele. Er war 37 Jahre alt geworden und empfand nun das Bedürfnis einer eigenen Häuslichkeit. Er fand die Lebensgefährtin in einer schwäbischen Landsmännin, Pauline Fleischhauer, Tochter eines Kaufmanns in Neutlingen. Sie war Erzieherin bei einer russischen Großfürstin gewesen, die in der Nähe von Bern lebte, hatte diese Stelle aber mit einer anderen in Varese vertauscht. Lohbauer erhielt das Jawort aus Varese im Mai 1839, als er auf einer Reise in Paris begriffen war.

Es scheint, daß er nach Paris gegangen war, um sich dort eine dauernde Stellung zu suchen; das Jawort aus Varese bestimmte ihn, an seiner Berner Lehrstelle festzuhalten. Der Aufenthalt in der französischen Hauptstadt war für ihn reich an Genüssen gewesen. Er durchwanderte das Häusermeer von einem Ende zum andern, hörte in der Pairskammer eine Rede Villemains, fand auf dem Père la chaise alle seine phantastischen Erwartungen übertroffen, schwelgte in Musik, im Theater, er sah

die Rachel, sah Heine und George Sand und am 12. Mai war er Augenzeuge des Blanquischen Aufstandes, der die Bildung des Ministeriums Soult zur Folge hatte.

„Die Neugierde führte mich nahe genug hin. Eine Kugel pfliff mir am Ohr vorbei. Tote und Verwundete gab's in meiner Nähe. Dreimal drohte so Gefahr; ich entging ihr glücklich und so weh mir meine Hüneraugen auf dem Pariser Pflaster thun, so konnte ich doch am Abend des 12. ganz vortrefflich springen. In all dem Schrecken mußte ich einigemal laut auflassen, was doch der tapfere alte Demagoge, der alte politische Flüchtling nun auch, aber in einem ganz anderen Sinn, ein so gar politischer Flüchtling geworden war.“

Weitere Mitteilungen über seinen Pariser Aufenthalt streute er in die Briefe ein, die er, nach Bern zurückgekehrt, an seine Braut nach Varese richtete.

„Haßt Du nie etwas von H. Heine, z. B. seine Reisebilder, gelesen? Er war eine Zeit lang ein gewaltiger Züchtiger alles jenes Weinerlichen Ganges zu süßlichen Empfindeleien, der den Deutschen in moderner Zeit so eigen wurde. Das Leben unter den praktischen Franzosen hat ihm viel genützt. Aus großer Selbstzerrissenheit ging bei ihm ein oft gewaltiger Humor hervor, den er über sich und alles ergoß. Aber zu reiner süßlicher Höhe konnte er sich aus diesen früheren Perioden nicht erheben — und so ist er jetzt untergegangen, d. h. es wird weiter nichts mehr aus ihm. Er lebt in Paris ganz à la Parisienne, hat eine unbedeutende Grifette zu seiner Maitresse erhoben und trinkt abends seinen Kaffee an den grünen Tischchen im Palais Royal. Da sah ich ihn. Ein Mann meines Alters oder etwas drüber, klein, embonpointiert, mit blassem, langnasigem Gesicht. Es trieb mich nicht das geringste Interesse, ihn anzureben — und wenn man mir ihn vor fünfzehn Jahren, als ich mit E. Mörike seine Reisebilder las, gezeigt hätte! ich wäre ihm zu Füßen gestürzt. So wird man geschaidter.“ . . .

„George Sand, als ich sie sah, trug die Haare wieder wie ihr Geschlecht, wie sie überhaupt seit einigen Jahren wieder weiblich geht. Sie ist ziemlich klein, rund, von einer gewissen üppigen Fülle, aber ohne alle Koketterie der Haltung; etwa 35 Jahre. Ein schönes, großes Auge, das hin und her blickt. Ich richtete im Wechselgespräch einige Worte an sie und sagte recht schlecht französisch etwas nicht ganz Dummes. Da stog ihr Auge zu mir her wie ein Falke, sie lächelte und warf einige beißliche Worte hin. Sonst blieb sie ganz trocken, ernsthaft und kalt — aber auch das ohne alle Präntension. Als sie fort war (es war beim Kupferstecher Calamatta, wo sie ihr Bild gravieren ließ), zogen ein paar Jaquins gehörig über sie los. Es war aber zu merken, daß sie ihre chronique scandaleuse nur vom Hörensagen hatten.“ . . .

„Unvergänglich bleibt mir das Lustspiel und Drama des Théâtre français: so sah ich nie zusammenspielen. Um so schlechter steht es dort mit der Tragödie, ungefähr gerade wie in Deutschland. In hoher Einsamkeit ragte die Rachel, dies Wundergenie, über alle empor. Unter die höchsten Kunstindrücke, die ich in meinem Leben erhielt, gehört ihr Spiel als Euripbile und Roxane in Racines Iphigénie in Aulis und Bajazet. Sie sah aus, diese Zübin, wie eine wandelnde Antike, um so wunderbarer, da sie nur Haut und Bein ist. Aber die Knochenproportionen, vor allem das Verhältnis vom Haupt zum Körper geht über alles. Auch ihr Gesicht ist gar nicht schön, aber jedes Ausdrucks gewaltiger Leidenschaft, höchster Empfindung fähig. Ihr Rollenkreis ist sehr beschränkt. Heiße unglückliche Liebe und Eifersucht bis in den Tod und Mord — das ist ihr Element. Sie ist seit einigen Monaten krank und tritt nicht

auf. Ich glaube, daß der Geist bald diesen schwachen Körper zerstört haben wird. Die Rachel ist aus Niederbaden im Kanton Aargau gebürtig, kam vor 10 oder 12 Jahren nach Paris und ist jetzt 17 Jahre alt.¹⁾ Durch ein Heer von Versuchungen geht sie wie Eis durch. Sie liebt ihre Kunst, und wie man noch sagt, das Geld — jüdisch. Am Tag nach der Vorstellung des Bajazet besuchte ich die Salpetrière, das bekannte große Irrenhaus für Weiber. Es ging aus einem Gebäude, aus einem Hof in den anderen lange fort. Ich sah eine Menge Verrückter der verschiedensten Art. Ost malerisch-schauerliche Figuren und Gruppen. Da schlich eine im Unterred, mit aufgelösten Haaren, langsam an einer Mauer hin, wie Gretchen im Faust auf dem Bloßberg. Nahe dabei sah eine auf einem alten Block, hatte eine sonderbar staffierte Haube auf, wie eine Krone, und einen Stecken in der Hand, und winkte gnädig wie eine Königin, als der Aufseher, der mich begleitete, ein höfliches Kompliment machte. Dort sah ein Häufchen beisammen, starr und stumm. Sie erinnerten mich an die Töchter Israels in der babylonischen Gefangenschaft. Wir kamen in den letzten Hof. Ein schwarzbraunes Mädchen, wohl eine Süßfranzösin, mit buschigen schwarzen Haaren, die ihr nicht unschönes Gesicht wie eine Mähne umwallten, stellte sich ungebärdig, und mehrere Wärterinnen hatten viel mit ihr zu schaffen. Sie riß sich immer wieder los und schrie und schwappte. Als sie mich sah, ging sie auf mich zu: „O Monsieur, n'est ce pas, le fiacre m'attend à la porte? le fiacre! le fiacre!“ so ging's fort.“ ...

Jetzt, da er sich fürs Leben gebunden hatte, trat die Versuchung an ihn heran, den König von Württemberg um Begnadigung zu bitten, um in die Heimat zurückkehren zu können. Er kämpft diese Versuchung nieder. Am 14. August schreibt er der Braut:

„In der letzten Zeit erhielt ich kurz nacheinander von drei Landsleuten Besuch.²⁾ Durch sie sind mir alte Erinnerungen wieder lebendig geweckt worden, die in einem aller Politik entfremdeten Leben eingeschlafen waren. Ja, ich war daran, Dich, Deinen früheren und leichteren Besitz über meine Ehre zu stellen, mein reines Andenken im Vaterland zu bestechen. Es ist gut, daß wir Schwaben etwas langsam sind. Viel Böses oder Dummes, das wir im Anfang wollen, unterbleibt um dieser Langsamkeit willen, die bessere Natur schafft sich indes Platz. Von den Landsleuten erfuhr ich, welchen Eindruck ein solcher Schritt von mir auf alle Freisinnigen zu Hause machte. Ich erfuhr's an ihnen selber, denn ich merkte, daß sie ganz an mir erschrafen, als sie mich so reden hörten. Was ich gethan, und wenn ich es auch jetzt nicht mehr thäte — ich muß seine Folgen tragen und es wenigstens schweigend vertreten. Jede, auch die stolzeste Annäherung an den König, an seine Gnade, würde mir mißdeutet. „Seht,“ würde man den Patrioten zurufen, „euer Lohbauer, mit dem ihr euch so gebläht habt, auf dessen wandellosen Sinn ihr euch stützt, er ist auch zu Kreuz gefroren!“ Und

¹⁾ Nach anderen Angaben war sie im Jahre 1820 zu Rumpf, Kanton Aargau, geboren.

²⁾ Unter ihnen war Uhland, der in Bern nach Liebern aus dem 14. und 15. Jahrhundert suchte. „Er hat ein herrliches Werk über die nordischen Sagen von Thor unlängst geschrieben, wo seine Forschungen, weil es ihm unmöglich ist, etwas Trockenes zu geben, wieder so schön sind wie ein Gedicht. Er stellt nicht viel vor, ist nicht schön; auch etwas linksch; aber das lieblichste Schwabentum bricht bald aus seinen Zügen, seinen Bewegungen, seinem Ton.“

nun denke an eine mögliche Zukunft, an eine nähere, die Ereignisse brächte, in deren Gefolge die nun still gewordenen Patrioten wieder leben und handeln würden! — ich wäre gebunden, ich müßte schweigen, dürfte mein Haupt nicht mehr erheben, dürfte nicht einmal mehr einen herzlichen Anteil an kräftigen Bewegungen nehmen, die von einem jüngeren Geschlecht ausgingen, müßte mich verstecken, wenn Ußland und andere Männer von diesem als die treuen Alten begrüßt würden! O ich sehe Dich, meine Teure, im Geiste, wie Du Dich stolz und zürnend erhebst und Dein Nein in das meine ruffst. Also — abgethan! ich warte, spare, arbeite! Deiner Mutter bleibt mein Versprechen, daß ich mich um ein Schweizer Bürgerrecht bewerbe. Zum weiteren wird Gott helfen.“

In demselben Briefe macht er der Braut ein Geständnis. Er hatte im vorigen Jahr eine freigeistige Enkelin der Theresie Huber kennen gelernt, die einen starken Eindruck auf ihn machte. Es war Molly von Greyerz, Tochter eines schweizerischen Forstmanns, der in bayrische Dienste getreten war und Claire Forster, die zweite Tochter Georg Forsters, zur Frau hatte. Aus dem Briefe ist zugleich zu ersehen, daß der Verlobung mit Pauline Herzensstürme vorangegangen waren, über die wir nicht näher unterrichtet sind.

„Es war im September vorigen Jahrs, als ich für einige Tage in den Ferien nach Burgdorf ging. Ich wohnte beim Oberförster Manuel und lernte dort ein Fräulein von Greyerz kennen. Aufgeregt in den wildesten Schmerzen, wie ich damals war, fühlte ich mich schnell zu einer Seele, die ähnliche Leiden zu brüden schienen, hingezogen. „Unglückliche“ nannte ich sie einmal; „Unglücklicher“ gab sie mir zurück, und unsere Hände lagen zu einem festen Bunde ineinander. Sie war um die Liebe ihrer Jugend durch einen Treu- und Wertlosen betrogen worden. Das war mein Schicksal damals noch nicht. Aber sie nahm es so, denn ich konnte ihr noch nicht offen reden. Ich setzte hier in Bern die Bekanntschaft und den Umgang mit ihr, der ihr ein tiefes Bedürfnis geworden zu sein schien, im Haus ihrer Tante Madame Morell fort. Molly ist eine durch und durch poetische, glühende Natur. Ich fühlte, daß es Zeit war, daß ich ihr mein Geheimnis entbede. Ich that es am Neujahrstag. Ich nahm ihre Hand fest und ruhig in die meine und bat: Sei meine Schwester. Ein mächtiger Kampf schien ihren Busen zu zerreißen, aber sie sagte: Ja. Ende Januars mußte sie nach Bayreuth zu ihrem Vater, dem Forstmeister, zu ihrer sterbenden Mutter zurück. Der Geschwisterbund blieb geschlossen und dauert fort. Molly sieht nun ihr schönstes Glück in Deinem und meinem Glück. Sie schreibt mir aus Augsburg, wo sie sich gegenwärtig bei ihrem Onkel v. Herder¹⁾ aufhält: „Kann ich, darf ich der treue Epheu sein und bleiben, der eure Rose umrankt, dann verlange ich nicht mehr viel von unserem Genius, und dantbar und befriedigt dies Geschenk des Himmels zu erkennen und zu genießen.“ Auch Molly wurde von ihrer Großmutter erzogen, aber nicht von einer schlechten, bürgerlich einfachen, christlich frommen Frau wie wir, sondern von der berühmten Theresie Huber in der Weise der höchsten Freiheit, eigentlich zügellos und kraftgenial. Später suchte Mollys Mutter mehr Zucht und Ernst in sie zu bringen und die freigeistige Verhättselung der Großmutter wieder gut zu machen — aber das Resultat war, daß sich Mutter und Tochter

¹⁾ Der bayrische Forstpat Emil v. Herder, Sohn des Dichters, war mit Luise, der Tochter Theresens aus ihrer Ehe mit Huber, vermahlt.

darüber einigermaßen entfremdeten. Molly hatte sich in jener Richtung schon verfestigt. . . Molly empfahl mir Spiridion von S. Sand. Es ist eine Klostergeschichte; eine Entwicklung des menschlichen Geistes vom Judentum, durch den Protestantismus, dann durch den Katholizismus zu einem neuen Christentum, das seinen Heiland in der zu sich selbst gekommenen göttlichen Vernunft des Menschen hat und Christus für den größten Propheten unter den Propheten der Menschheit hält, einen neuen Messias aber noch erwartet. Es ist ungefähr dieselbe Idee, die unser Landsmann Strauß in deutschem philosophischen Gewand und auf eine wahrhaft welterschütternde Weise ausgesprochen hat. Wir sind solche Ideen in jüngeren Jahren sehr geläufig gewesen. Aber meine neuere und neueste Richtung hat mich sehr dem einfachen Glauben an die geoffenbarte Christusreligion, an Christus als den menschgewordenen Gott zugewendet, ohne daß er jedoch ganz unerschütterlich, kinblich oder blind in mir geworden wäre. Molly lebt ganz in dem Glauben des Spiridion.“

Wunderliche Freundschaften hatten in seinem Herzen Platz. In enthusiastischen Ausdrücken spricht er stets von einem jüdischen Arzt Baswiz, einem Schlesier, der fast eine ähnliche Anziehungskraft auf ihn ausübte, wie Abel, während er mit gleicher Wärme an einem frommen Landsmann hing, der in Ägypten Missionar gewesen war. Dieser hieß Th. Müller (ein Bruder jenes Lieutenants Müller, der nach Griechenland gegangen war), und war jetzt an einer Erziehungsanstalt bei Bern angestellt. Lohbauer nennt ihn „die reinste, tapferste Christenseele, die ich kenne, heiter und fröhlich, ohne alle pietistische Kopfhängerei, ein treuer Nachfolger des Meisters, ganz wie die alten Apostel“, und stellt selber Betrachtungen darüber an, daß er heute mit diesem Christen, morgen mit jenem jüdischen Seelenfreund einen überschwenglichen Gedankenaustausch pflegt.

„Mein Leben ist reich! wie dürst' ich klagen! Hier drückte ich einmal meinen treuen Juden ans Herz, wozu der ein sonder- und wunderbares Gesicht schneidet, — dort drückt mir der lautere Christ mit seinen ehrlichen, treuen Schwabenaugen, mit den von der Sonne Ägyptens gebräunten Wangen die Hand und denkt: „Heiland — der ist nicht verloren“ — und beide liebe ich und gehe zwischen ihnen meinen Weg. „Es führen allerlei Wege zum Heil“ sagte vorigen Winter einmal mein Jude, da ich um Mitternacht an seinem Bette saß (wir wohnten damals zusammen). Ja, so ist es, allerlei Wege! aber alle müssen aufwärts gehen!“

Im September d. J. machte er einen Besuch in Varese. Die Verbindung muß noch aufgeschoben werden, da seine Stellung noch nicht befestigt ist. Erst am 22. Oktober kann er der Braut schreiben: „Nach anderthalb Jahren Provisorium bin ich gestern endlich vom Regierungsrat als Lehrer der geometrischen Zeichnung an der Industrieschule fix angestellt worden. Sie sind jetzt lederzäh, wenn es sich darum handelt, einem Fremden etwas zu geben.“ Sein Leben schildert er in dieser Zeit als ein einsames, kapuzinerartiges. Täglich macht er allein größere Spaziergänge über Thal und Höhen.

„Ein anderer trüge freilich dies beinahe ununterbrochene Alleinsein nicht, das mir nun vieljährige Gewohnheit fast zur anderen Natur gemacht hat. Eine eigene Folge hat jedoch diese Lebensweise gehabt, die: daß ich mir einen Doppelgänger angeschafft habe, neben meinem Ich den Du, dem ich (doch viel seltener als sonst) vorjunge und mit dem ich noch stets laute Gespräche führe. Gefürchtet habe ich den Kameraden noch nie, wie der arme Schoppe im Titan von Jean Paul, der endlich in seiner Doppelgängerei wahnsinnig wird und stirbt; aber gut ist's doch, daß einst den Kameraden eine Kameradin noch verdrängen wird.“

Er hofft auch, daß er unter dem Einfluß des verständigen Wesens der Braut die Fehler seines raschen Temperaments immer mehr überwinden werde.

„Das größte Erdenglück, das mir der Himmel vielleicht mit Dir schenkt, ist das, daß Du der zuckenden, übersprudelnden Unbesonnenheit meines Wesens Deine Überlegung zur Seite stellst. Unter meine größten Fehler gehört, um es mir herb selber unter die Nase zu sagen, ein ungewaschenes Maul. . . Du bist mein Maß, mein Zirkel, mein lieber Zügel in allem! Gute Nacht, Zäumchen!“

Er hat die Freude, daß auch die Familie der Braut mit der Verbindung einverstanden ist. Briefe aus Neutlingen von der Mutter und von der Schwester Paulinens sagen es ihm. Die schalkhaft treuherzige Art, wie er diese anheimelnden Briefe charakterisiert, erinnert wieder an Mörike.

„Der Inhalt ist so gut und herzlich, so ein liebes Geplauder, wie bei einem „Kaffeel“ nachmittags. Ja ich sag' Dir, aus den zwei Seiten des Briefs roch's so heraus, wie Holberkuchlein aus der Küche, oder wie Rauchkuglein von der eisernen Ofenplatte herüber, deren Duft sich mit dem des Apfels vermischt, der in der Kachel bratet.“

Von der Braut wird er übrigens ernstlich ins Gebet genommen, manche seiner Äußerungen wollen ihr noch nicht ganz rechtgläubig dünken. Er hat Spiridion auch der Tante Morell vorgelesen und sich dabei wieder aufs neue ergriffen gefühlt. „Das ästhetische Gefühl wird bezaubert, mit dem philosophisch-religiösen stehe ich außerhalb. Nur dann wird der Geist wahrhaft frei, wenn man sich so innerlich selbst teilen kann. Darum wissen Pietisten nichts anderes als Zeter zu schreien über dieses Buch.“ Von dieser Unterscheidung ist die Braut offenbar schlecht erbaut. Wir lesen es aus einem späteren Brief Lohbauers, vom 28. November, heraus, worin er zunächst Straußens historische Kritik für berechtigt erklärt; aus den Mythen sei die Göttlichkeit des Christentums nicht zu erweisen, sondern nur aus dem reinen Glauben, dem ewigen Bedürfnis, einen Heiland zu haben.

„Muß ich Dir denn doch sagen, was Du wohl schon seit längerer Zeit bemerken konntest, daß mein schwankender Glaube sich endlich befestigt und daß diese Befestigung das Werk Deiner Liebe, Deines Einflusses ist? Wohl ist es nur ein Übergehen, ein Weiter- und Höhergehen zur Vollendung in mir, kein Durchbruch, denn ich war längst auf diesem Weg, nicht mehr Saulus, den die Erscheinung wie ein Blitz niederschmetterte

und dann wieder geblendet erheben mußte als Paulus. Seitdem ich Übel kennen lernte und, durch ihn veranlaßt, mich mit größtem Ernst auf das Studium der Hegelschen Philosophie legte, also seit dem Jahr 1833, fing diese Annäherung ernstlich an. Hegel nämlich kommt in der Entwicklung des Systems der Philosophie am notwendigen Orte zur geoffenbarten Religion und beweist, wenn man so sagen darf, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus die Wahrheit des Christentums. Es geschieht dies in der tiefstinnigsten, geistigsten, aber auch schwierigsten Sprache, die je eine gelehrte Zunge gesprochen hat, die wirklich ganz orakelmäßig, aber doch ganz einfach und ohne alles Pathos ist. Ich möchte sagen, es giebt eigentlich nur geborene Schüler Hegels. Wer nicht von verwandtem Geist ist, begreift ihn nie, wird zum Narren an ihm. Auf mich hat er ungeheuer gewirkt. Er führt, wie kein anderer Denker und Lehrer, eine wahre Zerknirschung, Zermürbung des eigenen eiteln Sinnes herbei und lehrt uns Gott, Welt, das Kleinste und Größte aus einem Lichte reiner Geistigkeit betrachten, wie früher nie eines gelehrt hat. Doch kann die Philosophie für sich nicht lebendig machen; die Schule überhaupt nicht, nur das Leben; und der lebendige Glaube ist darum auch seine Geburt nur. Freudig umfasse ich Dein Gefühl und Denken auch als das meine, wenn Du dem Formenwesen, wie Herrnhutertum u. s. w., im Christentum abhold bist. Dabei muß ich Dir aber sagen, daß unsere Sonntagabende nichts von der Art sind. Die dort sprechen, thun es nur in rein evangelischem Sinne und vor einem glaubenseiferigeren Publikum, als das gewöhnliche Publikum in den Kirchen und als der Sinn so vieler unserer hiesigen offiziellen Predigten ist, die oft nur moralisierend, oft waschhaft und platt erscheinen. . . . Wenn ich nun aber Dich recht verstehe, so glaubst Du nicht an das Hereintragen einer Geister- und Gespensterwelt in die unsere? Das nimmt mich wunder. Daran glaube ich schon lange, und dieser Glaube ist mit eine Hilfe für meinen religiös-christlichen Glauben geworden. Weißt Du nichts von den außerordentlich merkwürdigen und unbestreitbaren Geistergeschichten aus Württemberg, namentlich nichts von den Geschichten von Besessenen, die ganz mit den in den Evangelien erzählten übereinstimmen? Wie freue ich mich, wenn wir dann auch über dies nächtliche Kapitel näher verfahren können.“

Der Winter verging in angestrengter Arbeit. Vom Januar 1840 an soll er Vorträge für Stabsoffiziere halten, kraft eines Auftrags des Militärdepartements. Er manövriert den ganzen Tag mit Pappeschnitzeln auf dem Tisch und findet, daß auch der theoretische Krieg seine poetische Seite hat — für den, der's versteht.

„Ja ein schönes, genial entworfenes Manöver, in dessen Kombination Elemente des fast gewissen Siegs liegen, ist eigentlich ein Gedicht, das man hinterm Tisch macht, sich einige Zeit nimmt zu den Reimen, dies und jenes ändert und verbessert — und doch dabei begeistert ist und damit begeistern kann. Dazu verhält sich dann der wirkliche Kampf wie eine Improvisation voll der kunstvollsten Reime — — bleibt man stecken, so ist man geschlagen und muß retirieren.“

Aber auch an unliebamen Erfahrungen fehlt es nicht. Übel wird in den Zeitungen scharf mitgenommen (wahrscheinlich wegen seines energischen Eingreifens im Züricher Straßenputsch), und Lohbauer hält es für Pflicht, für den gekränkten Freund, der sich nach dem Thurgau zurückgezogen hat, öffentlich einzutreten, was aber nur zur Folge hat, daß er gleichfalls mit Schmutz beworfen wird. „So geht's in Ländern mit Press-

freiheit zu," ruft der ehemalige Redakteur des *Hochwächter* aus, „in England und Nordamerika ist es ebenso.“

Aus einem Brief vom 9. Dezember 1839:

„Ich fing heut wieder ein altes Buch neu zu lesen an: das Neue Testament. Es regt sich da nun ein doppelter Geist in mir und die beiden Hälften trennen sich und widersprechen sich doch nicht mehr: der Geist der Kritik und der Geist der Liebe und des Glaubens. Ja ich kann wohl annehmen mit Strauß, und spür' es an einzelnen Stellen heraus, daß in den Evangelien Lücken sind, daß das einzelne Evangelium nicht Einer geschrieben hat, daß durch Abschrift, Kompilation u. s. w. manche Züge sich verschoben. Doch bleibt mir die eine göttliche Wahrheit und Einheit drin, die, an einer Stelle mit voller Blut herausgebroschen, alle anderen mit ihrer Fülle beleuchtet. Dem der Sinn für diese Wahrheit eröffnet ist oder eröffnet wird, der wandelt in Frieden und ewiger Befriedigung durch diese Fragmente als ein Ganzes hin. Du bist eine Verehrerin von Schleiermacher. Mit Recht. Eine erhabene Seele, ein tiefbewegtes Gemüt und schöner Geist. Aber Dein wahres lauterer Christentum haßt Du doch nicht aus ihm; denn in ihm ist es nicht. Er hat auch den neuesten Richtungen von Strauß u. s. w. vorgearbeitet, Christus zu sublimieren, ihn zu einem Hauch, sein Wesen zu einer Poesie zu machen. Das junge, berbe, kräftige Geschlecht hat nur gerabeheraus gesagt, was jene Älteren in einer höflicheren Periode andeuteten und verhüllten. Der einfache wirkliche Gottmensch, der Sohn der Jungfrau, der Mann der Wunder ist ihm doch auch beschwerlich gewesen und er hat ihn zu umgehen gesucht.“

„Den 27. Januar 1840 nachts. Ich komme eben aus einer Gesellschaft der Stabsoffiziere des Kurses, die der Schwager von Bizius, Major Brunner, ein lieber Mann, gab. Und wer war dabei? Übel, der liebe alte, schöne edle Übel. Halbverliebt bin ich in diesen herrlichen Norddeutschen, der wiederum so alle Kindlichkeit der Süddeutschen hat und sich an der meinen in seiner Art ebenso erfreut, wie ich mich an der seinen.“ — 28. Januar. „Übel ist geborener Philosoph. Abends in sublimen Gesprächen mit ihm. Übermorgen geht er wieder. Er betreibt die Angelegenheit unserer belovettischen Militärzeitschrift, die mich wieder mehr in Anspruch nehmen, aber auch etwas einbringen wird.“ — 29. Januar. „Übel war gestern mit mir bei Schneckenburger. Und ich kann Dir sagen, daß in diesen strengen philosophischen und theologischen Gesprächen Schneckenburger von Übel und zwar auf die ungezwungenste freieste Art immer übertroffen wurde. Ich ärgerte mich fast für uns ungeschickte Schwaben.“ — 13. Februar: „Von einem Spaziergang mit dem lieben Schneckenburger komme ich eben zurück. Wir führten ernstlichere Gespräche; rebeten von den Richtungen, welche die neueste Philosophie und Wissenschaft in Deutschland einschlägt: geistreich, aber ganz forrapt — es sind entartete Söhne des alten ehrenhaftigen Hegel . . . Mit Schneckenburger kam ich heute auch auf Hyperion zu reden. Ich sagte ihm, daß ich kürzlich wieder hineingesehen und die Sprache noch schön, aber die Gedanken doch hinter uns liegend gefunden. Er lächelte und sagte: „es ginge mir gleich; ich vermöchte jetzt nicht mehr hinauszu lesen, was uns damals in Tübingen herausachte.“ So wird das Leben ernster. Hölberlin wurde wahnsinnig. Wie oft hat auch mir Wahnsinn und Tod gedroht? Gott hat mir immer seine Engel geschickt und nun auch — in der höchsten Not — den meinen . . . Dem Maler Dietler komponiere ich in Vouache den Teufel und seine Großmutter, eine Idee, die ich schon lang in meinem Kopf bereitet habe. Du weißt, daß meine Stärke in Diablerien besteht. Dafür hat Dietler mein Porträt gezeichnet.“

Auch sein musikalischer Mensch ging in Bern nicht leer aus. Er lernte selbst noch auf dem Harmonium spielen und freute sich, in seinen vier Wänden sich an alter Kirchenmusik erbauen zu können. Und gern lauschte er im Münster dem Orgelspiel des Kapellmeisters Mendel, desselben, von dem die erste Tonweise zu Max Schneckenburgers Wacht am Rhein herrührte.

„Ich traf ihn heute vor der Kirche,“ schreibt er am 27. Februar, „und ging mit ihm hinein. Er und ich und die Orgel — samt den ernst andächtigen Pfeilern und Spitzgewölben der Kirche — das war genug. Mendel ist wirklich eine Künstlernatur und spielt schön; er ist mir recht befreundet. Sonst mag er ein Pedant sein und auch nicht viel weiteren Geist (dabei desto mehr Eitelkeit) haben: wenn er die Tasten der Orgel oder des Klaviers berührt, geht ein Licht auf für uns in der Berner Nacht. Heute spielte er zuerst des großen Händels klassisches Hallelujah. Dann „Geistliche Klänge“ von Joseph Mendel (ihm selbst), zwei einfache Themas, schön verwoben und voll echter Behmut. Dann ein paar Variationen über God save the King, worunter eine geist- und kraftvolle, der Orgel ganz würdige. Ich vergaß die harte Kälte, ganz in die Canelüre eines großen Pfeilers hineingebrückt, manchmal die Augen schließend, manchmal die Blicke in das hohe Gewölbe oder in die grotesken Schnitzereien des phantastischen Orgelgebäudes verloren: so besuche ich die Kirche gerne und bin namens einer ganzen Gemeinde still bewegt und andächtig.“

Zu den Vorträgen für die Stabsoffiziere hatte er seine ganze Willens- und Arbeitskraft aufgeboten: nach ihrer Beendigung fühlte er sich müde und abgesehen. Er beruhigt aber die Braut:

„Du brauchst mich nicht zu bebauern; in meinem Willen steckt die ganze Krankheit. Einmal sagte einer von mir: „Der Lohbauer, wenn er muß, trägt er Berge ab; wenn er aber nicht muß, so raucht er einen Zentner Tabak in drei Wochen.“ Der Mann hatte ungeheuer Recht. Der Mann bin ich zwar selber; aber etwas ähnliches jagte mir doch kürzlich ein guter Bekannter, und ich erwiderte ihm bloß lachend: Lehre mich meine älteste Weisheit nicht!“

Im Herbst 1840 konnte Lohbauer seine Braut heimführen. Seine Stellung in Bern schien für die Dauer befestigt und als im Jahre 1841 das Regierungsjubiläum des Königs Wilhelm eine politische Amnestie brachte, war dem ehemaligen Hochwächterredakteur auch das Vaterland wieder eröffnet. Im Sommer 1843 führte er, nach zehn Jahren, zum erstenmal wieder einen Besuch in die Heimat aus; über Basel und Heidelberg kam er nach Heilbronn, wo er den Schwager Rauffmann, jetzt Lehrer an der dortigen Realschule, im Kreis einer blühenden Familie traf, schloß in Ludwigsburg seine betagte Mutter in die Arme und suchte dann in Stuttgart die alten Freunde wieder auf, verkehrte aber mehr noch im Kreise der dortigen Frommen, von denen er als ein reuevoller, bekehrter Bruder mit offenen Armen aufgenommen wurde. Er wohnte einem Bibel- und Missionsfeste in der Stadtkirche bei, wurde in eine Pfarrkonferenz eingeführt und nahm an einer Erbauungstunde teil, die der Dekan Kapff im Reihlenschen Hause hielt. Seiner Frau berichtete er darüber:

„Es war zum Erbrüden voll. Ich mußte neben Kapff sitzen. Auch Soldaten waren da. Nun wurde gesungen. Nach dem Gebet legte Kapff das Kapitel des Galaterbriefs aus, wo von der Verheißung und dem Geseß die Rede ist. Sehr einfach, lieblich; doch männlich und ernst. Er machte einen Ruhepunkt und sagte: „Nun, lieber Bruder Professor, was meinst Du dazu?“ Da habe ich zum erstenmal vor einer Gemeinde geredet. Ich hoffe nicht zur Unehre Gottes. Es ging mir leicht vom Mund und kam aus innerlichen Herzenserfahrungen. Dann sprach wieder Kapff. Zum Schluß betete ein junger Mann, der ein armselig demütiges Aussehen hatte, auf Kapffs Aufforderung, herzergreifend. Um 10 Uhr gingen wir auseinander.“

Bei den Seinigen in Heilbronn hatte übrigens die Art seiner Frömmigkeit keinen angenehmen Eindruck gemacht. „Auch in der Frömmigkeit — eitel“ urteilte seine treffliche Schwester und sie gestand, daß ihr der Pietismus an seinem Beispiel gründlich und für immer entleidet worden sei.

Diesen Jahren gehört die einzige größere schriftstellerische Leistung an, die Lohbauer, abgesehen von seiner Thätigkeit für Zeitschriften, hinterließ.¹⁾ Der Kunsthändler Autenrieth in Stuttgart ging ihn an, einen Text zu den Bildern aus dem russischen Feldzug von 1812 zu schreiben, die der württembergische Artillerieoffizier Faber du Faur an Ort und Stelle gezeichnet und seit 1831, in Steindruck vervielfältigt, in Lieferungen herausgegeben hatte. Das Werk war im Jahr 1843 vollendet, es ist in seinen von Tag zu Tag der Natur unmittelbar abgewonnenen, mitten im Kriegslager entstandenen Bildern als ein Urkundenwerk hochgeschätzt und verdiente es wohl, daß ein sachkundiger Schriftsteller an diesen Bilderatlas einen Vortrag über die Geschichte des Feldzugs knüpfte. Denn der Text Lohbauers giebt mehr und wollte mehr geben, als bloß erläuternde Notizen zu den Bildern: er fügte den geschichtlichen Hintergrund hinzu, auf dem die Anschauungen des Künstlers ruhten, eröffnete überall Perspektiven nach dem Gesamtbild des gewaltigen Krieges, kurz, er gab im Anschluß an die Bilder eine kurze, militärisch-kritische Geschichte des Feldzugs, und in der lebhaften Darstellung ist deutlich die Stimme des Lehrers zu vernehmen, der denselben Gegenstand in Vorträgen vor seinen Schülern auszubreiten pflegte.

Die Vorrede ist vom Februar 1845 datiert. Auf nichts ist man weniger gefaßt, als auf die neue Wendung, die schon im nächsten Jahr

¹⁾ Der Feldzug in Rußland 1812, nach den hundert Bildern Faber du Faur's historisch und ästhetisch erläutert von Rudolph Lohbauer. Stuttgart, C. F. Autenrieth 1844. — Eine kriegsgeschichtliche Studie „Der Kampf auf der Grimsel am 14. Aug. 1799“, zuerst in der Helvetischen Militärzeitschrift 1837 veröffentlicht, war auch als besondere Schrift erschienen. (Bern 1838.) Außerdem schrieb er „Der 5. März 1798 bei Neuenêd“ im Archiv des Histor. Vereins des K. Bern IV und „Die Kämpfe um den Gotthard im Frühjahr und Sommer 1799.“ Basel 1861.

in Lohbauers Leben eintrat. Noch einmal sollte ihn der Dämon der Tagespolitik äffen.

V.

Schon vom Jahre 1842 an ging man in Berlin mit dem Gedanken um, eine große Zeitung zu begründen, welche die öffentliche Meinung leiten, aufklären, für die Zwecke des preussischen Staates günstig stimmen sollte. Nicht ein Regierungsblatt sollte es sein. Vielmehr war auf die freiwillige Unterstützung durch ein unabhängiges Organ gerechnet, das durch eine freimüthige Sprache das Vertrauen der Nation gewinnen sollte. Die Entwicklung des politischen Urtheils, hoffte man, werde von selbst dem preussischen Staat zu gute kommen, auf den seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. die Blicke der Patrioten gerichtet waren, erst mit lebhaftesten Hoffnungen, die sich aber bei den Schwankungen und Mißgriffen in den Entschliefungen des Königs mehr und mehr in Unmut, ja in leidenschaftlichen Tadel verkehrt hatten. Man weiß, daß der Minister Eichhorn lebhaft den Plan der Zeitung verfolgte und daß als Leiter zuerst Dahlmann ausersehen war, der auch im Anfang nicht abgeneigt war, die Deutsche Zeitung, wie er sie nennen wollte, zu übernehmen. Der Ruf nach Bonn trat zu seinem Heile dazwischen. Dann ruhte der Plan, ohne ganz aufgegeben zu werden. Je länger aber das Unternehmen hinausgeschoben wurde, um so schwieriger wurde es bei der wachsenden Abneigung der öffentlichen Meinung gegen Preußen, einen unabhängigen Mann zu finden, der das zweifelhafte Geschäft zu übernehmen geneigt war. Was in den folgenden Jahren versucht wurde, mißlang. Zu Anfang des Jahres 1846 wurde aber der Plan wieder aufgenommen, und es muß im höchsten Grad überraschen, daß man jetzt dabei auf den ehemaligen Herausgeber des „Hochwächter“ geriet. Er war freilich ein anderer geworden, und der fromme Christenglauben, zu dem er sich jetzt bekannte, war eine gute Empfehlung am Berliner Hof. Aber wenn man auch von der Vergangenheit des einstigen Demagogen absehen wollte, ein liberaler Politiker war der in der Schweiz einheimisch gewordene Schwabe immerhin geblieben, in Preußen war er ein Neuling, gänzlich fremd den dortigen Verhältnissen, entfremdet dem Vaterland überhaupt: für die Leitung der öffentlichen Meinung in Deutschland war es geradezu eine schwerbegreifliche Wahl. Seine Berufung nach Berlin war durch Bunsen vermittelt, der während seines Aufenthalts in Bern (1839—1841) Lohbauer zwar nicht persönlich kennen gelernt, aber von ihm gehört hatte; daß sie in kurzem zur Enttäufchung auf beiden Seiten führte, war unausbleiblich. Er selbst war des guten Glaubens, daß man sich in Preußen entschlossen habe, in

entschieden liberale Bahnen einzulenten: so hatte er den Ruf verstanden; in diesem Sinne war er ihm gefolgt. Im Januar 1846 reiste er selbst nach Berlin, im März folgte ihm seine Frau mit den Kindern und nun harrte er der Dinge, die da werden sollten. Ein Brief aus Hamburg vom 13. August zeigt ihn noch voll Mut und Hoffnung. Er war damals auf der Rückkehr von einer Reise durch Holland und Belgien begriffen und schrieb seiner Frau:

„Bis hieher durch Belgien und Holland, überall die gleiche Stimmung gegenüber Preußen. Ich habe in Berlin eine große Sache zu vertreten, die der wahrhaften, nicht eingebildeten oder nur bei den Studenten und Commis vorhandenen, sondern von den besten Männern getragenen öffentlichen Meinung von Deutschland. Ich habe nach den vierzehn Jahren Abwesenheit ein neues Vaterland gefunden. Darum wollten mich eben gewisse Herren nicht gerne reisen sehen. Es wäre geschickt gewesen, mich so mit meinen einseitigen Schweizeransichten im Garn behalten zu können — der Strick ist entzwei und ich bin frei. Aber — ich mache mir keine Illusionen — wie ist es möglich, daß der König, daß seine Räte, die bisher ihre ganze Ehre darein gesetzt haben, gegen die öffentliche Meinung in Deutschland zu handeln, nun nachgeben? Doch bei Gott ist kein Ding unmöglich — so schrieb ich schon vor acht Monaten in meinem ostensiblen Brief.“

Aus der nächsten Zeit fehlen unmittelbare Nachrichten aus Lohbauers Feder. Es scheint, daß er alles Briefliche vernichtet hat, was an die unglückliche Berliner Episode erinnerte. In die Lücke treten aber Briefe, die der junge Landsmann Otto Abel, der damals seine historischen Studien in Berlin vollendete, an seinen Oheim, den Helfer Abel in Leonberg, schrieb. Wir ersehen daraus, daß Lohbauer auch nach dem Patent vom 3. Februar, ja jetzt noch viel entschiedener, an seiner liberalen Überzeugung festhielt und sich durch keinerlei Anerbietungen verlocken ließ, für eine Sache einzutreten, die er für verkehrt und unheilvoll hielt. Abel, so sehr er seine patriotischen Hoffnungen auf Preußen setzte, war mit ihm ganz einer Meinung. Am 18. Februar 1847 schrieb er nach Leonberg: „Lohbauer ist noch ein größerer Demagog, als ich vermutet hatte. Wir kamen gleich das erstemal in eifriges Gespräch über die neue Verfassung, die er, der bestimmte Redakteur der Deutschen Zeitung, viel mehr angriff als ich. Der König sieht sie offenbar als beendet an, aber es ist faktisch nur der Anfang.“ Am 2. Mai: „Mit Lohbauer komme ich jetzt fast täglich zusammen. Verwandte politische und ästhetische Ansichten geben viele Berührungspunkte. Und seit drei Wochen hat man hier Stoff genug zum raisonnieren.“ Am 14. Juli berichtet Abel von einer Pfingstfahrt, die er mit Lohbauer nach den Städten und Landschaften des Harzes ausgeführt hatte. Den Beschluß machte Magdeburg, wo der Dom „unter Anleitung des kunstverständigen Lohbauer“ studiert wurde. Dann fährt Abel fort, mit Anspielung auf ungünstige Gerüchte, die sich in der Heimat an Lohbauers Berliner Aufenthalt geknüpft hatten:

„Was nun Lohbauer betrifft, so kann ich auf das Bestimmteste versichern, daß er so wenig wie ich in die Preuß. Allg. Zeitung schreibt und Du wirst ihm einen Gefallen thun, wenn Du das falsche und nicht ehrenvolle Gerücht zerstörst. Sollte es an dieser einfachen Versicherung nicht genügen, so könnte ich die entscheidendsten Beweise beibringen. Er ist rein unthätig hier; sie machen zwar, wie mir scheint, Versuche auf ihn, aber er wird nie nachgeben. Aber in die saubere Wirtschaft hat er einen lehrreichen Blick gethan, nur keinen erbaulichen.“ Am 9. August: „Von was Lohbauer lebt? Er war nicht so bumm, seine Berner Stellung aufzugeben, ohne sich seine neue zu sichern. Er bezieht — unter uns gesagt — seine Redaktionsbefolgung fort, seine Gesuche um anderweitige Verwendung blieben bisher ohne Erfolg. Sie möchten ihn eben auch erkaufen, wie es hier Sitte ist.“¹⁾ Sicher hätte er sich viel Günst und Geld erwerben können, wenn er für das Patent u. s. w. die Feder geführt hätte. Auch hier wird von den frommen Herrn bestochen und demoralisirt wie in Paris.“

In Schwaben wollten die Zweifel an Lohbauers Charakterfestigkeit nicht schwinden und Abel macht am 10. Dezember einen neuen Versuch, dem Dheim begreiflich zu machen, daß Lohbauer nicht bloß klug handelte, sondern einfach eine Pflicht gegen seine Familie erfüllte, indem er seine feste Stellung nicht aufgab, ohne sich die neue zu sichern.

„Ob er damals nicht mit zu günstigen Illusionen nach Berlin kam, das ist eine andere Frage: aber was das den Familienstolz und point d'honneur angeht, weiß ich nicht . . . Heute vor acht Tagen starb Lohbauers älteres Kind nach dreißigstündiger Krankheit am Scharlachfieber, das es von dem jüngeren geerbt hatte. Es ist schon das zweite Kind, das er hier begrub, er hat jetzt noch einen Knaben von drei Jahren. Ich habe noch nie ein so treffliches Kind in gleichem Alter gesehen, wie dieses 5–6 jährige Mädchen. Es war nur geistig zu sehr entwickelt, daher sich auch die Krankheit mit schrecklicher Heftigkeit nach dem Gehirn zog. Der Verlust der Eltern geht mir sehr nahe.“

Aus denselben Tagen ist ein Brief Lohbauers an seine Schwester Rauffmann in Heilbronn vorhanden. Er schreibt vom Tod der beiden Kinder und fährt dann fort:

„Ach, Marie, es ist doch schwer. Es kommt vieles zusammen — ich mag nicht von allem reden . . . Ein guter Wahn, dessen ich mich nie schämen darf, hat mich hiehergeführt — aber ein großer Wahn! Hier geht man mit pharaonischem Troß den Weg des Verderbens. Ich habe zwei Sehnsüchten: die eine nach der Schweiz, die andere nach meinem ehrlichen guten Württemberg. Die eine oder die andere wird auch gewiß noch erfüllt werden — sei's in welchen bescheidenen Verhältnissen, aber in frohem Neuverständnis mit allen meinen alten Freunden — so, daß der Lebensabend, ich ahne es, doch noch ein schöner sein wird.“

Bevor er dieses Ziel erreichte, sollte er den Kelch des Leidens bis zur Reige leeren. „Gestern abend,“ schrieb Abel am 17. Januar 1848, „sah ich Lohbauers drittes Kind, einen dreijährigen Knaben, an der Brustentzündung lebensgefährlich erkrankt. Hoffentlich wird es davonkommen; es wäre ein fürchterliches Schicksal, alle seine drei Kinder in Berlin begraben zu müssen.“ Der Knabe wurde zwar damals gerettet, aber nach wenigen Jahren ist den Eltern auch ihr letztes Kind durch den

¹⁾ Abel führt Beispiele an von solchen, die weniger bedenklich waren.

Tod entrissen worden. An die Berliner Episode knüpften sich in jeder Beziehung traurige Erinnerungen und Lohbauer vermied es, von ihr zu reden. Es waren verlorene Jahre, mit nutzlosem Warten, mit peinlichen Enttäuschungen ausgefüllt. Das Jahr 1848 hat er noch in Berlin zugebracht, in völliger Zurückgezogenheit. Inzwischen knüpfte er die abgerissenen Fäden mit der Schweiz wieder an und am Ende des Jahres hatte er die Genugthuung, daß ihn der Bundesrat (am 26. Dez.) in die Dienste der Eidgenossenschaft rief, und zwar als Lehrer an der Militärschule in Thun. Er sollte hier in der Generalstabsschule Vorlesungen über Strategie und Taktik, wie über die anderen kriegswissenschaftlichen Fächer halten. In dieser Stellung hat er sein ferneres Leben verbracht, und wenn wir recht wissen, ist er ein guter und geschätzter Lehrer gewesen. Das vorgelesene Militärkomite gab ihm glänzende Zeugnisse. Anregend war schon das Äußere seines Vortrags: wenn er redete mit seiner klangvollen Bassstimme, so erdröhnten die Wände. Ganz ausgefüllt hat ihn dieser Beruf bei seinen vielseitigen Neigungen auch jetzt nicht. Es blieb ihm die Muße, sich auch fernerhin mit kunstgeschichtlichen, mit ästhetischen und philosophischen Dingen zu beschäftigen. Mit Vorliebe blieb er, selbst mit einem starken mimischen Talent begabt, dem Theaterwesen zugewandt. Seine Freunde meinten, an einem Theater, als Dramaturg, das wäre die rechte Stelle für ihn gewesen, und er selbst spürte den Drang zu etwas Ähnlichem in sich. Er versuchte Bearbeitungen Shakespearescher Stücke und von Goethes Faust und hat, während Friedrich Bischer in Zürich war, mit diesem über solche Fragen wiederholt verhandelt. Als er seine Bearbeitung des Faust an Bischer sandte, schrieb ihm dieser zurück (17. März 1859):

„Es ist mir aus Deiner neueren Zusendung erst klar geworden, wie stark es an Dir ziehen mag, an einem Theater zu wirken, indem ich erkannte, wie in Dir ein Stück Poet mit einem Stück Maler und Musiker genau so zusammentrifft, daß alle drei miteinander sich nach der Bühne hin aufspitzen, die Du im besten Sinne des Wortes verstehst, wie schon die geniale Farbenskizze beweist, die Du mir beigelegt. Und da Du zugleich die Bildung, den reproduktiven Geist besitzt, in gegebene Dichtungen einzubringen, wie kein gewöhnlicher Intendant und Regisseur, da mag der Wunsch ein sehr starker sein. — Ich habe zwar einige Mängel gegen Deine Weglassungen, Zuthaten, Anordnungen. Durch Ausschreibung der Anfangsscenen und persönliches Erscheinen des Mephistopheles auf dem Spaziergang ist ungemein an bühnenhafter Einfachheit gewonnen, aber auch die innerliche Seite der Exposition und namentlich die Markierung des Umschwungs vom theoretisch mystischen Drange nach Wahrheit zum heißen Lebensdrange verloren und die spätere Nachholung dieses Punktes in Form einer Erzählung Wagners scheint mir nachhinfend, verzettelt, unzulänglich. Hübsch müßte sich beim Blockberg machen, die Hervorhebung von Gretchens Gestalt ist äußerst zu loben. Der Schluß ist gewiß wahr und tief aus der Idee entwickelt, aber rapid, übers Knie ab, da man sich nun eben fragt, wo denn die Handlung sei, in welcher Faust irgendwelche Reaktion gegen

das Böse bewiesen habe, ob man sie denn nicht solle zu sehen bekommen, nachdem er in der vorliegenden Handlung so gut als gar nicht reagiert hat und doch z. B. die Zeit nicht gespart wurde, die Solbatenscene, die Valentin erzählt, wirklich vorzuführen, so ein wackeres, echt theatrales Genrebild sie übrigens an sich giebt. Dies sind nur ein paar hingeworfene Worte; ich möchte gern auch von den guten Griffen, Feinheiten sprechen, aber eben sprechen. Kommen wir einmal zum mündlichen Austausch, so soll es um so ergiebiger hergehen. Nur das sag' ich noch aus inniger Überzeugung: wenn es Dir gelungen, jenem Drange Raum zu geben, so fürchte ich nach dem, was ich von den betreffenden Verhältnissen in der Welt immer vernommen, Du würdest nach kurzer Zeit sagen: ich nahm den höllischen Schatz ins Haus, mit meinem Frieden da war es aus!"

Sein Lebensmut war ihm treu geblieben: durch alles Schwere und Widrige, was er erfahren, hatte er sich nicht niederdrücken lassen. „Mit beiden Fäusten,“ schrieb er einmal, „habe ich jenem Ding in die Haare gegriffen, welches man Jugend im Alter heißt: es reißt, aber ich halte fest und reiße auch! Wer wird Meister werden? Nun ein Weilchen noch geht's so, dann reißt sie doch aus und läßt mir die Haare in der Hand.“ Ernst blieb seine Richtung in religiösen Dingen, aber jenen krankhaften Zug pietistischer Zerknirschung hatte er völlig wieder abgestreift. Auch dies war nur ein vorübergehender Zustand seines inneren Lebens gewesen. Als er im Jahre 1853 wieder Stuttgart besuchte, verkehrte er unbefangen mit seinen alten Freunden, den Demokraten, und sie fanden ihn so kraftstrotzend und übersprudelnd wie in vergangenen Tagen. Noch immer war er eine gewinnende Erscheinung, von ritterlichem Wesen, im Umgang bezaubernd: er selbst schrieb seiner Frau, er erobere alte und neue Herzen. Auch der Schwager Kauffmann, ein „prächtiger silbergrauer Pudelpopf“, war jetzt in Stuttgart als Professor am Gymnasium. Lohbauer sah damals zum letztenmal seine Lieblingschwester, und seine besondere Freude hatte er an den vier talentvollen musikalbegabten Söhnen des Hauses, von denen der älteste, Ernst, württembergischer Offizier wurde, ein anderer, Emil, sich ganz der Musik widmete — „diese heiteren Kränze hängen alle nur an dem Grabstein meiner Hoffnungen.“

Im Jahre 1860 machte er eine Reise nach München und schwelgte in den dortigen Kunstgenüssen, in Theater und Galerien. Durch seinen alten Freund, den Obermedizinalrat Pfeufer, wurde er bei Kaulbach eingeführt. Er nahm einen jungen Schweizer, v. Helldritt, und seinen Freund Rapp¹⁾ mit zu dem Besuch, über den er am 19. Oktober an seine Frau berichtet:

Um 12 Uhr Eintritt in Kaulbachs Atelier. Eine der wunderbarsten Stunden meines Lebens. Seine neuesten Schöpfungen: die Reformation fürs Berliner Treppen-

¹⁾ Ohne Zweifel Moriz Rapp von Stuttgart (1803—1883), der Dichter und Litterarhistoriker.

haus — die Schlacht von Salamis (meine Miscelle in der helvetischen Militärzeitschrift) — Nero und Petrus und Paulus — seine Goethebilder in den Pilotyschen Photographien. Ein Zauberkreis umspann mich ganz, ganz! Dann aber: während ich mit Helbritt und dem Rapp hinten in höchster Ergriffenheit vor der Umrißskizze Nero zc. stehe, redet Pfeufer lebhaft mit Kaulbach, und als ich wieder vortrete, faßt mich Kaulbach an der Hand, spricht laut (Pfeufer halte ihm wahrscheinlich von meiner Taubheit gesagt), erklärt mir in liebevollster Weise dies und jenes. Dazwischen Pfeufer von meinen Kompositionen, schildert wie ein Dichter Blätter, die ich längst vergessen, nennt meinen Don Juan, sagt, wie er Goethen ein Exemplar gebracht, und wie freundlich und lange des Alten Augen auf demselben geruht. Kaulbach faßt wiederholt meine Hand, seine Augen glänzten; bei der Schilderung einer gewissen Skizze von mir, die ich bei Pfeufers in Bamberg (1828) gemacht, ruft Kaulbach mehrmal aus: „O wie schön!“ Pfeufer sagt: „bei dem ist eben alles nur beginnende Blüte geblieben;“ ich sagte: „nur Knospe, die mit ihren biden Häuten den Kern unerkennbar umschloß; sie fiel ab; was thut's; die Natur ist reich; tausend mögen taub abfallen; es ist genug Ersatz, wenn eine so reich und prächtig aufgeht wie diese.“ Ich streckte die Hand gegen Kaulbach aus. Er neigte sich bewegt, die Hand auf der Brust, ganz kindlich. Als wir gingen, rief Kaulbach nach: „wie schade! existiert gar nichts mehr von diesen trefflichen Ibsen?“ „Gar nichts“ sagte ich heiter und wir schieden, fast feierlich. Draußen vor der Akademie Geibel. Pfeufer sagt: „man tritt hier auf Sommitäten.“ Helbritt ging darauf mit mir nach der Pinakothek und schüttelte mir dankbar die Hand, daß ich ihm diesen Genuß verschafft.“

Recht charakteristisch ist ein Brief, den er am 17. Juli 1866 an seinen Neffen Emil schrieb, weil er zeigt, wie tief trotz allem in Lohbauer der Demokrat saß und wie — neben der nüchternsten Einsicht in die Wirklichkeit der Dinge — gleichwohl die Phantasie immer bereit war, mit ihm durchzugehen. Es war nach der Entscheidung des Kriegs, in dem die Mittelstaaten an Oesterreichs Seite gegen Preußen gestanden waren, und Lohbauer schrieb:

„Werdet preußisch! Ihr habt keine andere Wahl. Überwindet euch, heißt die Zähne übereinander und zermalmt zwischen ihnen alles, was gerechte Wut und Leidenschaft heißt, denn beide, noch so gerecht, helfen euch und eurer Sache nichts mehr. Nur Selbstüberwindung hilft. Habt ihr die und ergebt ihr euch nicht aus Feigheit, so ist nichts verloren. Seht nicht mehr zurück! Dahinten ist nichts mehr. Wenn ihr zurückbleibt, werdet ihr zur Salzkäule. Ich habe schlechte Nächte gehabt und gemungen mit mir selbst trotz euch; denn ich bin keine Ratte wie Strauß, die das Schiff rechtzeitig verläßt,¹⁾ sondern ein ehrlicher Kerl, wie mein Vischer. Aber die braven Ratten, wenn sie nicht dumm sind, schwimmen, wenn das Schiff unter ihnen sinkt. Schwimmt! Diese Kriegeskraft Preußens ist eine gewaltige weltgeschichtliche Erscheinung, größer als die des ersten Napoleon, denn sie hat keinen einzelnen Träger; sie ist das Resultat wahrer soldatischer Bildung, die weder Oesterreich hatte, noch viel weniger die kleineren Staaten mit ihren Solbätchen haben konnten. Was hohl ist, breche zusammen, und es brach. Ergibt euch an Preußen. Ihr könnt euch leider an die Tugenden, an die Gerechtigkeit nicht ergeben, und so ergebt euch an die Stärke und sorgt durch eure

¹⁾ Dieser Hieb war ungerecht. Strauß hatte bekanntlich nicht jetzt erst Partei für Preußen ergriffen.

innere Tugend und Gerechtigkeit, daß jene auch gut und gerecht werde — so viel an euch. In der preussischen Kammerminorität werdet ihr allmählich, wenn auch nicht gleich, eure Freunde finden, und wer ein dynastischer Hansnarr ist, nun, der tröste sich, daß das Haus Hohenzollern schwäbisch ist. Deutschland ist jetzt fertig, ist Preußen, auch wenn es höflich Deutschland geheissen werden sollte. Ein Deutschland wird kommen, wenn es wieder ein Frankreich giebt, wenn die Franzosen den Napoleoniden hinausgejagt und die Republik, die dezentralisierte, hergestellt haben. Dann werden die Deutschen, die Preußen will ich sagen, das Gleiche thun und dann erst wird es ein Deutschland als Republik geben und das preussische Helvenbarbarenthum wird eine romantische Erinnerung sein. Bring' dieses Blatt vom ersten Redaktor des Beobachters (Hochwächter) dem jetzigen, K. Mayer, mit meinem Gruß. — Am 18. Juli. Die heutigen Blätter berichten aus Darmstadt, daß die Württemberger, als sie von der Besiznahme Frankfurts durch die Preußen erfuhren, südwärts abzogen — also nicht auf den Kanonenbonner von Aschaffenburg Seite her dahin marschierten! Ich verhülle mein Angesicht. Was hat diese Soldateska das kleine Land seit 1814 gekostet! Ernst wird also gesund und braun und mit gutem Appetit heimkommen. Er ist der Erstgeborene der vier meiner Schwester, der älteste Enkel meines Vaters. Aber er gefiele mir besser, wär' er an der Spitze seiner Compagnie gefallen wie sein Großvater.“

Zu einer festen politischen Überzeugung hat sich freilich dieser Rat, den er unter dem Eindruck des blutigen Schicksalspruches nach Stuttgart gab, nicht verbichtet: schon am 22. Oktober schrieb er dem Neffen: „Mein Zuruf: ‚werdet preussisch‘ kam dir nach dem Herzen, ich that ihn wider mein Herz; das ist ein kleiner Unterschied zwischen uns,“ und in einem andern Brief aus dieser Zeit empfahl er ganz wie die damaligen Demokraten am Neesenbach die Bildung eines neutralen Staates Württemberg, der unüberwindlich sei, wenn er nach Stämpflis Ideen allgemeine Volksbewaffnung einführe, — „aber ich träume“, fügt er selber hinzu. Seine bewegliche phantasievolle Natur hat ihm nie erlaubt, festen Grund zu fassen, wie er auch in seinem inneren Leben stets ein Suchender blieb und unbefriedigt von einem Ziele zum andern schwankte. In diesen Jahren machte er Bekanntschaft mit Schopenhauers Philosophie und diese wurde nunmehr sein Evangelium. Er hatte sich ein eigenes Glaubensbekenntnis ausgedacht, in dem die Lehre des Frankfurter Weisen mit dem Christentum verschmolzen war. „Die Lehre von der Erbsünde (Verjahung des Willens) und von der Erlösung (Verneinung des Willens) ist die große Wahrheit, die den Kern des Christentums ausmacht, während das übrige meistens nur Einkleidung und Hülle oder Beiwerk ist. Demnach soll man Jesum Christum stets im allgemeinen auffassen als das Symbol oder die Personifikation der Verneinung des Willens zum Leben, nicht aber individuell — sei es nach seiner mythischen Geschichte in den Evangelien, oder nach der ihr zu Grunde liegenden mutmaßlichen wahren; denn weder das eine noch das andere wird leicht ganz befriedigen.“ In einem Brief am 26. März 1868 an den Neffen Emil Kauffmann schreibt er:

„Du wirst mir's gönnen, daß ich in meinen alten Tagen zur Milch der Alten, welche für mich nicht der Wein (den ich nicht ertrage), sondern die Philosophie ist, mich wende — und zwar zu der, die ich mit dem Namen Upanischad (Buddhismus) — Platon — Kant — Schopenhauer bezeichne, bebauernd, daß vor etlich dreißig Jahren die Hegelsche Frage mich zehn Jahre meines Lebens gekostet hat. Doch begnüg' ich mich vollkommen damit, daß vor meinem Ende durch merkwürdige Fügung der Umstände mir das Licht, das mir strahlend und stille hinausleuchten soll, noch aufgegangen ist.“

Im Jahr 1869 erhielt Lohbauer — er war jetzt 67 Jahre alt und von Altersgebrechen heimgesucht — seine Pensionierung vom Schweizer Bundesrat bewilligt. Die letzten Jahre brachte er mit seiner Gattin in Hermesbühl bei Solothurn zu. Mit dem Abt des nahen Kapuzinerklosters entspann sich eine enge Freundschaft, und noch einmal wurde er von einem neuen Impulse berührt, der mit dem Zauber der Romantik seine bedürftige Seele zu umspinnen begann: es fehlte nicht viel, so hätte der einstige Hegelianer, Pietist, Buddhist zuletzt in den Armen der römischen Kirche geendet. Dort ist er am 15. Mai 1873 gestorben. Auf seinem Grabstein in Solothurn ist ihm bezeugt, daß er durch viele Jahre ein ausgezeichnete Lehrer an den schweizerischen Kriegsschulen gewesen. Er selbst hatte sich folgende Grabchrift ausgedacht:

Es diene dieser Stein mir nicht
Als Denkmal, nur durch sein Gewicht;
Er ist ein Riegel, vorgeschoben,
Wollt' ich die Welt noch einmal proben:
Da stoß' ich an — und lach' und streck' wieder
Dank murmelnd mich zur Ruhe nieder.

Sein Vetter, der Kanzler Rümelin (Lohbauers Mutter und Rümelins Vater waren Geschwister), schrieb nach seinem Tode an die Witwe ¹⁾: „Ich muß in meiner Erinnerung bis zu den Jünglings- und Knabenjahren zurückgehen, um ein lebhaftes Bild von ihm zu gewinnen. Damals stand er wie das Ideal eines Mannes vor mir, als eine edle und geniale Natur, die zu dem Höchsten berufen schien, in der sich die künstlerischen wissenschaftlichen und praktischen Anlagen und Interessen um den Vorrang stritten. Ich habe ihn damals in allen Valenzen in Ludwigsburg, Heilbronn oder Stuttgart gesehen und bewunderte alles, was er sagte und that. Er hatte auch eine herzgewinnende Freundlichkeit für die jungen Vettern, und ich werde seinen innigen und liebevollen Blick nie vergessen. Dann trieb ihn, noch in meinen Studentenjahren, die leidige Politik aus dem Lande. In diesen vierzig Jahren sah ich ihn nur noch selten, stets kurz und flüchtig! Ich hatte nur die Gewißheit von ihm, daß er stets und in allen Lagen des Lebens ein reiner und edler Mensch bleiben werde, der die höchsten Ziele vor Augen hat.“

¹⁾ Sie starb im Jahr 1886 im Frauenstift zu Schorndorf.